

UniPress



Aus dem Inhalt:

**Thema: Sport · Brecht-Ringvorlesung · Die Übergabe des neuen
Rektoratsgebäudes · Hoher amerikanischer Richter – neuer Ehrendoktor**

Augsburg

1/85

Titelbild:

Der Abdruck der Sportaufnahme erfolgte mit freundlicher Genehmigung von Wolfgang Diekamp. Der Kajakfahrer ist ein Augsburger Sportstudent, Jan Zellner.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Liebe Leser	3
Kinder im Leistungssport	4
Hochschulsport	8
Brechts Theater heute	12
Schwierigkeiten mit einem Klassiker	12
Hochschulrahmengesetz	20
Übergabe des neuen Rektoratsgebäudes	22
Prof. Dr. Joachim Herrmann neuer Vizepräsident	24
Neue Ehrensenatoren	25
Stiftungen und Spenden	25
Industrie unterstützt Universität	26
Sitzung des Kuratoriums	27
Gögginger Kurhaustheater	27
"Augsburger Bibliotheksfriede"	27
Kooperation mit Avignon	29
Hoher amerikanischer Richter - Ehrendoktor der Juristischen Fakultät	29
Forschungsforum 1984	30
"Zeitkritik nach Heidegger"	32
Symposium	33
Soziologie und Ethnologie	33
Architektur der Gegenwart: Baufaufgabe Museum	35
Kunstfälschung oder Krise der Kunstgeschichte Zur Posse von Livorno	36
Sphärenräume der Mathematik	38
Universitätstag in Landsberg	38
Moliere, was sonst?	40
CSSR-Exkursion	41
Aus der Forscherperspektive	41
Erinnern Sie sich noch?	42
Forschungsförderung an der Uni Augsburg auf neuen Wegen	42
Personalien	43
Veranstaltungen	46
Impressum - Autoren	47

Liebe Unipressleser,

in den 60er und Anfang der 70er Jahre war die Arbeitslosigkeit unter den Hochschulabgängern noch weitgehend unbekannt. Heute stellt sich die Situation ganz anders dar. Die Krise auf dem Arbeitsmarkt betrifft immer mehr auch Hochschulabsolventen.



Zwar liegt - allen Unkenrufen vom "akademischen Proletariat" zum Trotz - die Akademikerarbeitslosigkeit noch deutlich unter dem Durchschnitt. Dennoch sind die Zahlen alarmierend, gerade im Bereich der geisteswissenschaftlichen Disziplinen. Die Verlagerung des Problems auf bildungs- und beschäftigungspolitische Rahmenbedingungen hilft dem Einzelnen wenig. Was er braucht, ist die schnelle Unterstützung hier und heute.

Für die Beschäftigungschance des Einzelnen sind Flexibilität und eine breitgefächerte Ausbildung wichtige Faktoren. Soweit es dabei um die wissenschaftliche Weiterbildung geht, ist das Aufgabe der Hochschule. Soweit es sich jedoch um außeruniversitäre Zusatzqualifikationen handelt, kann durch eine Kooperation mit anderen Weiterbildungseinrichtungen das Qualifikationsangebot für die Absolventen beträchtlich erweitert werden.

Umso erfreulicher ist es für mich, mitteilen zu können, daß Dank der Initiative von Frau Vizepräsidentin Prof. Lichtenstein-Rother, die als Vorsitzende der Kommission für Lehre und Studierende sich der Frage der Zusatzqualifikationen engagiert angenommen hat, die Industrie und Handelskammer für Augsburg und Schwaben den Absolventen der beiden Philosophischen Fakultäten 20 Ausbildungsplätze im Rahmen ihres Ausbildungsprogramms zur Verfügung stellt. Durch diese Zusatzqualifikationen soll den Hochschulabgängern dieser Fachrichtungen der Weg für einen Einstieg in die Wirtschaft geebnet werden.

Dafür gilt der IHK der Dank der Universität.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr

Prof. Dr. Josef Becker

Kinder im Leistungssport

Probleme und Alternativen

Prof. Dr. Helmut Altenberger

In unserer Gesellschaft gewinnt der Spitzensport auf nationaler und internationaler Ebene immer mehr Bedeutung. Es wird daher nach Möglichkeiten gesucht, um im sportlichen Wettstreit die Leistungsfähigkeit der Athleten zu steigern. Man fand nicht nur neue Trainingsmethoden für die Aktiven, sondern glaubt auch Reserven im Kindes- und Jugendalter besonders intensiv nutzen zu müssen. Diese Auffassung scheint bestärkt zu werden, denn in einigen Sportarten gelingen immer mehr jüngeren Athleten Spitzenleistungen. Die Faszination an der sportlichen Leistungsfähigkeit von Kindern überdeckt die dahinter verborgenen Probleme. Der Eindruck drängt sich auf, daß die sichtbare Leistung im Blickpunkt des Interesses steht und nicht der Mensch, das Kind, das sie vollbringt, oder auch der Weg, der dazu beschritten werden muß. Zusammen mit anderen Problemen im modernen Spitzensport (z.B. Einnahme von Anabolika durch Spitzensportler, Zuschauerausschreitungen bei sportlichen Großveranstaltungen) werden vermehrt auch die Fragen nach der Sinnhaftigkeit und Berechtigung des Spitzensportes mit Kindern aufgegriffen. Die Medien nahmen sich des Themas sofort an, sprechen nun von moderner Kinderarbeit und unabhsehbaren Spätschäden. Schnell hatten die beteiligten Parteien und Institutionen Argumente bereit, um ihr Vorgehen oder Einschreiten zu legitimieren. Freilich wurden dadurch eher Barrieren aufgebaut, als daß man im Gespräch aufeinander zugegangen wäre. Die gesellschaftliche wie politische Bedeutung des Spitzensportes allgemein und die Verantwortung und Sorge gegenüber den jungen Menschen darin im besonderen fordern, sich den aufgeworfenen Problemen zu stellen, sie zu analysieren und Ergebnisse gegeneinander abzuwägen, um dann der Sache gerecht argumentieren zu können und seinen Standpunkt zu finden.

Hintergründe für die Entwicklung des Leistungssporttrainings mit Kindern

In den letzten Jahren fallen in verschiedenen Sportarten (Eiskunstlauf, Schwimmen, Gerätekunstturnen) Sportlerinnen und Sportler auf, die Höchstleistungen zeigen, aber auffallend jünger sind als diejenigen, die bisher die Spitzenplätze belegten.

Wie kommt das?

Hier beginnt die Frage nach dem Weg, nach den Hintergründen und schließlich der Berechtigung. Bei der Beantwortung solcher Fragen muß beachtet werden, daß es länderspezifische Regelungen und Begründun-

gen gibt, die sehr unterschiedlich sind, z.B. die Talentauswahl und die Talentförderungssysteme, das Wettkampfsystem, Kooperationsformen zwischen Schulen und Vereinen, zentrale oder dezentrale Förderungseinrichtungen und Trainingsstützpunkte, Zusammenarbeit von Bundes- und Landeseinrichtungen u.a.m.

In der DDR ist beispielsweise die Verbindung zum außerunterrichtlichen Sport viel intensiver als etwa in der Bundesrepublik, weil dort die Schule sehr stark in den Freizeitbereich und den Freizeitsport von Kindern hineinreicht. Die vom politischen System abhängigen Faktoren zeigen sich aber auch im Kinder- und Jugendtraining, das in der DDR vor allem von den Kinder- und Jugendsportschulen getragen wird und meistens außerhalb der Familie und der vertrauten Umgebung liegt. In der Bundesrepublik aber wird es von den Vereinen bzw. den Landes- und Bundesleistungszentren getragen. Der Hinweis auf die vom politischen System abhängigen Regelungen ist notwendig, weil totalitär geführte Staaten direkte Steuerungsmöglichkeiten im Sport haben, während der Sport in freiheitlich demokratischen Staaten weitgehend Unabhängigkeit genießt. Jeder Staat ist aber am Erfolg interessiert, konkurriert also mit dem anderen; weil vom Staat abhängig, kann schon in den Nachwuchssport Druck hineingetragen werden durch massives Konkurrenzstreben.

Nun zurück zur Frage, welche Entwicklungen und Veränderungen zum Erreichen von Spitzenleistungen durch immer jüngere Sportler geführt haben.

Carl (1978) nennt mehrere Argumente, die als Erklärung herangezogen werden können:

Um das Ziel, nämlich Weltspitzenleistungen zu erreichen, müsse früh im Kindesalter mit spezialisiertem Training begonnen werden. Dieses sei darüber hinaus möglichst sportartspezifisch aufzubauen und habe dabei besonders die konditionellen und koordinativen Fähigkeiten zu entwickeln.

Eine weitere Wurzel könnte in der Veränderung der Wettkampfprogramme im Kinder- und Jugendsport gesehen werden. Hinter dieser Vorstellung liegt die Annahme, daß durch frühzeitige und breit angelegte Selektion (z.B. durch Wettkämpfe) sich schon sehr bald Spezialbegabungen und Spitzenleistungen herausfiltern lassen. Andererseits weiß man, daß Kinder gegenüber Erwachsenen konstitutionelle Vorteile haben, die sie in bestimmten Sportarten auszeichnen.

Deshalb sei es nur natürlich, Kinder heranzuziehen, wenn sie einen besseren Effekt erzielen oder gar größere Schwierigkeiten (größere Leistung) meistern können. Solch günstige Relationen scheinen dann vorhanden zu sein, wenn die entwickelte Kraft eines Kindes einen relativ leichteren "Körper" zu bewegen habe, oder wenn ein günstigeres Verhältnis zwischen Herzvolumen und Körpergewicht vorliegt.

Ein ganz wichtiger ausschlaggebender Faktor liegt aber in der zunehmenden Bereitschaft der Eltern, das Training mit den Kindern und den zusätzlichen Belastungen auf sich zu nehmen und die Kinder frühzeitig mit Spezialtraining beginnen zu lassen. (In diesem Zusammenhang ist interessant, daß Eltern häufig zur Legitimation ihrer Entscheidung auf wissenschaftliche Untersuchungsergebnisse verweisen, in denen die Unschädlichkeit ihres Vorgehens abgesichert sei!)

Um zu verdeutlichen, mit welchen Altersstrukturen wir es zu tun haben, greifen wir auf eine Übersicht (Holz 1981) zurück, aus der wir die Sportarten herausgesucht haben, in denen besonders früh mit Talentsuche und Talentförderung begonnen wird:

Sportart	Alter des Beginns der Talentsuche
Eiskunstlauf	6 - 12 J.
Rollkunstlauf	6 - 12 J.
Tennis	6 - 14 J.
Kunstturnen	7 - 11 J.
Wettkampfgymnastik	7 - 10 J.

Abb. 1: Beginn der Talentsuche in ausgewählten Sportarten

Bei der Beurteilung dieser Übersicht sind neben der Streubreite in den Altersbereichen auch die sportart-spezifischen Unterschiede zu berücksichtigen, wie auch die individuellen Leistungsvoraussetzungen und sportartspezifischen Voraussetzungen bei den betreffenden Kindern und Jugendlichen (Körperbau, Einstellung).

Probleme im Leistungssport mit Kindern

Aus einer empirischen Untersuchung, die Kaminski 1982 durchgeführt hat, können interessante Daten herangezogen werden: Eltern, die ihr Kind im Hochleistungssport trainieren lassen, zahlen dafür pro Monat im Durchschnitt DM 260,-. Es gibt allerdings große sportartspezifische Unterschiede: so liegt dieser Betrag im Eislauf an der Spitze mit DM 900,- pro Monat. Zeitlich sind die Kinder durch das Training etwa an fünf bis sechs Tagen pro Woche belastet, wobei eine Belastungszeit pro Tag von durchschnittlich 2 1/2 Stunden angegeben wird.

Relativ viele Jugendliche (18 - 45 %) geben an, Nachhilfeunterricht zu benötigen; ebenso wurde die Frage nach Verletzungsproblemen (9 - 26 %) bejaht. Eine durch das Training beeinflusste Verschlechterung der Schulnoten konnte nicht festgestellt werden. Im Hinblick auf Hobbies und Freundeskreis haben jugendliche Leistungssportler und andere Jugendliche die gleiche Meinung. Die Befunde von Kaminski werden durch einige Aussagen aus der Untersuchung von Holz (1981) ergänzt: über 70 % der befragten Jugendlichen gaben an, daß manchmal oder häufig zu viel verlangt wird im Training; daß hier allerdings die Schwankungen innerhalb der einzelnen Sportarten groß sind, bestätigen die Aussagen, daß fast 50 % der Meinung sind, mehr trainieren zu wollen. Etwa 40 % der befragten D-Kader-Athleten gaben an, daß infolge ihrer Tätigkeit im Sport (Training, Wettkämpfe) schulische Leistungen behindert werden.

Die Analyse des sozialen Umfeldes von Kindern und Jugendlichen, die Leistungssport treiben, zeigt, daß unterschiedliche Interessen und Erwartungen an den "Aktiven" herangetragen werden. Es gibt berechtigte Vermutungen, daß neben genetischen Voraussetzungen psychische und soziale Faktoren eine ausschlaggebende Rolle spielen für den erfolgreichen oder unglücklichen Verlauf des Trainings und von Wett-kämpfen.

In einer Studie über die Problematik der Talentbestimmung im Sport gaben 76 befragte Bundestrainer aus 30 Sportarten an, daß folgende - über die Anforderungen der einzelnen Sportarten hinausgehende - Merkmale besonders hochwertig und als "sehr bedeutsam" eingeschätzt werden. Interessant dabei ist, "daß die genannten Faktoren als kaum ausgleichbar bewertet wurden" (Gabler/Ruoff 1979, S. 168) und vor allem psychischer Art sind:

- Leistungsbereitschaft, Trainingsfleiß,
- Beharrlichkeit,
- körperliche Anstrengungsbereitschaft,
- Zielstrebigkeit,
- voller Einsatz im Wettkampf,
- Fähigkeit zur Bewältigung von Streßsituationen,
- Konzentrations- und Lernfähigkeit

Bei kritischer Betrachtung der Liste erwünschter Eigenschaften und Fähigkeiten wird deutlich, daß es außerordentlich schwer ist, diese Anforderungen überhaupt zu entwickeln, und daß es darüber hinaus besonders problematisch wäre, diese Maßstäbe rigoros im Leistungstraining mit Kindern und Jugendlichen anzulegen und zu verlangen. Das "soziale Umfeld" ist noch am ehesten geeignet, verschiedene Verhaltensformen zu beeinflussen; es soll einer weiteren Analyse unterzogen werden.

Dieses "soziale Umfeld" umfaßt folgende Bereiche:

1. das Elternhaus
2. die Schule
3. die Freizeit
4. das Training / Wettkämpfe
5. den Trainer / den Verband

Es kann nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß die genannten Bereiche aus dem Umfeld des aktiven Sportlers aufeinander abgestimmt verlaufen. Daher seien mögliche Schwierigkeiten und Probleme herausgestellt, obgleich es äußerst schwierig ist, generelle Aussagen zu machen. Die individuelle Situation in der Familie, die jeweiligen Rahmenbedingungen im Training, die personellen Beziehungen u.a.m. spielen unterschiedliche Rollen, sie können im Einzelfall stark variieren. Die folgenden Hinweise sind deshalb - im Sinne einer Sensibilisierung und Bewußtmachung für mögliche Schwierigkeiten - als Korrekturansätze zu verstehen.

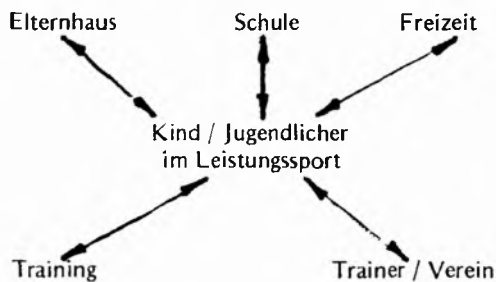


Abb. 2: Das Kind im sozialen Spannungsfeld (vgl. Holz 1981, S. 7)

Schlagwortartig seien einige Probleme beispielhaft herausgegriffen:

zum Elternhaus:

Welche Erwartungshaltung haben Eltern gegenüber dem Leistungssport ihrer Kinder und wo steht dieser in der Werthierarchie der Familie?

Welches persönliche, soziale und finanzielle Engagement bringen Eltern zur Unterstützung des Leistungssportes ihrer Kinder auf?

In welchem Umfang gelingt es den Eltern mit kritischer Distanz der Trainingsbelastung, der Fremdbestimmung oder den Interaktionsformen gegenüberzu stehen?

zur Schule:

Werden die Belastungen und Interessen zwischen Schule, Verein und Elternhaus abgestimmt?

Inwiefern laufen Erfolgserwartungen der Schule denen des Trainers oder des Elternhauses entgegen gesetzt?

Welche sozialen Belastungen können daraus für das Kind/den Jugendlichen entstehen?

zur Freizeit:

Blieben neben Training und Wettkampf noch Freiräume für andere Aktivitäten?

Wie werden Interessenkonflikte zwischen Trainingsanforderungen und Freizeitbedürfnissen geregelt?

zum Training:

Sind die Trainingsanforderungen und die Gestaltung des Trainings kindgemäß?

Wie regelt der Trainer auftretende Erziehungsprobleme?

zum Sportverein/-verband:

Erfolgt eine organisatorische und inhaltliche Koordination zwischen Verein, Schule und Elternhaus?

Inwieweit entstehen durch übersteigerte Leistungs- und Erfolgserwartungen Repressalien für Kind und Familie? Inwieweit entstehen daraus Abhängigkeiten?

In der breiten Öffentlichkeit wird oft vorschnell für oder gegen den Leistungssport mit Kindern argumentiert. Häufig kann beobachtet werden, daß nicht genügend differenziert wird und kaum nach individuellen, subjektiven bzw. sportartspezifischen Anforderungen unterschieden wird. In der folgenden Erörterung werden unter pädagogischen, sozialen und psychologischen Einschätzungen Leitlinien aufgezeigt, die bei entsprechender Einhaltung eine positive Beurteilung des Leistungssportes mit Kindern und Jugendlichen zulassen.

Anforderungen und Konsequenzen aus pädagogischer und psychologischer Sicht

Zum Training:

Die Anforderungen und Belastungen durch das Training sollen den Leistungsvoraussetzungen bei Jugendlichen angepaßt sein. Unter diesem Gesichtspunkt ist es erforderlich, daß Trainingsprogramme kindgemäß gestaltet und aufgebaut werden. Besonders günstig wäre es, die Belastungswahl und die Belastungsdosierung nach den individuellen Voraussetzungen abzustimmen. Die inhaltliche Gestaltung des Trainings soll abwechslungsreich sein und - besonders im jüngeren Alter - häufig spielerische Elemente enthalten. Dabei ist eine sinnvolle Verbindung von einem sehr

engen und meist stark normierten, sportartspezifischen Training und allgemeiner Konditionsschulung herzustellen. (Zu frühes, intensives und ausschließlich auf die technischen und taktischen Anforderungen der jeweiligen Sportart ausgerichtetes Training birgt die Gefahr der zu frühen Ausschöpfung von Leistungsreserven in sich.)

Neben der gezielten Verbesserung von sportartspezifischen Anforderungen sollen breite sportmotorische Erfahrungen - aus der Vielfalt sportlicher Betätigungsformen - ermöglicht und angeregt werden.

Neben dem sportartbezogenen Training, das wenig Spielraum bietet, sollen in einem angemessenen Verhältnis Freiräume reserviert bleiben für andere Interessen und Bedürfnisse (z.B. Hobbies, Freizeitaktivitäten).

Zu starker Leistungsdruck, zu harte Trainingsbedingungen und häufiger Qualifikationsdruck (z.B. durch Ausscheidungswettkämpfe) sollten auf ein Minimum reduziert bleiben, besonders bei jüngeren Athletinnen und Athleten (etwa bis 12, 13 Jahren).

Interaktionsbeziehungen:

Sportliches Training ist nicht loszulösen von Lernprozessen und anderen erzieherischen Einflüssen, z.B. in der Familie oder der Schule. Deshalb muß davon ausgegangen werden, daß sportliches Trainieren auch erzieherisches Handeln heißt, daß der Trainer auch Sozialisationsinstanz und Erzieher ist. Diese Tatsache gewinnt insofern an Bedeutung, als die erzieherische Begegnung im Training und bei Wettkämpfen in einen Lebensabschnitt fällt, wo junge Menschen sehr empfänglich sind für erzieherische Einflußnahmen, wo sie sich in einer Phase der Neu- oder Umorientierung ihres Wertgefüges und ihrer Einstellungen befinden. Aufgrund der Häufigkeit und Dauer des Trainings ist das zeitliche Ausmaß der Interaktion mit dem Trainer sehr hoch; d.h. daß Trainer auch häufig Erzieherrollen der Familie (z.B. Vaterersatz) übernehmen (können). Mangelnde Kommunikation zwischen Eltern, Trainern und Lehrern (in der Schule) birgt die Gefahr in sich, daß zu hohe Leistungserwartungen an das Kind/ an den Jugendlichen herangetragen werden, die sie nicht verkraften können.

Erfolgszwang und übertriebener Ehrgeiz von Trainern oder Eltern sind ungünstige Voraussetzungen für verständnisvolle und offene Interaktionsbeziehungen. Demgegenüber scheint das soziale Klima in der Familie, im Freundeskreis und in der Trainingsgruppe wesentlichen Anteil an der Leistungsmotivation zu haben, die Voraussetzung ist für eine kontinuierliche individuell abgestimmte Leistungsentwicklung. Etwaige Tendenzen zu sozialer Sonderstellung (Isolierung im Klassenverband oder Freundeskreis) können durch sensible und aufmerksame Eltern und Trainer

“aufgefangen” werden.

Die hohen physischen, psychischen und zeitlichen Anforderungen des Trainings dürfen das Familienleben nicht beeinträchtigen.

Die Kooperation zwischen den Erziehungspartnern sollte sich auf die Koordination der schulischen und außerschulischen Interessen ebenso erstrecken wie auf die berufliche Ausbildung und zukünftige Existenzsicherung. Es erscheint deshalb auch erstrebenswert, den Sport, das Training und die Wettkämpfe in der Gesamthierarchie der Lebenswerte zu relativieren.

Zum gesamt menschlichen Entwicklungsverlauf:

Sportliches Training und Höchstleistungen können solange positiv bewertet werden, als sie der Gesamtentwicklung von jungen Menschen nicht schaden. Sportliche Begabungen und Fähigkeiten wie auch Leistungsstreben sollen gefördert werden, solange sie die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen nicht beeinträchtigen. Damit ein junger Mensch sich gesund entwickeln kann, muß zu den eingeschränkten Handlungsspielräumen (innerhalb der Sportarten als normierte Bewegungsabläufe und/ oder Techniken) ein (natürliches) breites Bewegungs- und Spielangebot kommen.

Leistungssport bei Kindern darf nicht zu einer Beeinträchtigung von Schulleistungen oder zu einer völligen Einengung anderer Freizeitaktivitäten - außer dem Sport - führen. (Auch hier ist die Einordnung in eine Werthierarchie erforderlich.)

Bei einseitigen, häufigen und intensiven Belastungen im Training und Wettkampf können Sportschäden nicht ausgeschlossen werden, es kann auch zu Gefährdungen des ausgewogenen Wachstums führen. Dazu kommen noch Aspekte der Trainingsgestaltung:

Einseitige Fremdbestimmung durch Trainer oder Eltern ist ebenso abzulehnen, wie extreme und rücksichtslose Leistungsmotivation.

Rasch ablaufende und durch hohe Bewegungskoordination gekennzeichnete Bewegungsabläufe oder Einzeltechniken müssen reduziert oder ganz vermieden werden wegen der möglichen Belastungsschäden (besonders an der Wirbelsäule).

Das Publikumsinteresse und auch das Interesse der Massenmedien ist groß, gerade bei “Kinderleistungen”. Hier haben die Eltern (vor allem bei Kindern) den Mangel an sprachlicher Ausdrucksfähigkeit und die unzureichende Kritikfähigkeit auszugleichen, sie müssen ihre Kinder auch in dieser Richtung erziehen. Bei jugendlichen Spitzensportlern ist es sehr wichtig, daß sie durch Eltern und Trainer Hilfen bekommen zur Entwicklung eines distanzierten und reflektierten Verhältnisses gegenüber der Gesundheit (vor allem des eigenen Körpers), dem Gegner (Fairness und soziales Verhalten) und den Trainingsmitteln.

Unter der Zielsetzung, daß Jugendliche im Leistungs-

sport auch zu Mündigkeit und Selbständigkeit hingeführt werden sollen, ist darauf zu achten, daß sie sich mit steigendem Alter am Trainingsaufbau, an der Trainingsdurchführung und -gestaltung beteiligen dürfen, ja sollen. Die Verpflichtung zur Teilnahme am sportlichen Training sollte nicht zu rigoros sein und eine Umorientierung zulassen zu anderen sportlichen Betätigungsformen, (auch) zu außersportlichen Aktivitäten - ohne Repressalien und Abhängigkeiten. Kinder und Jugendliche brauchen gerade dann Rückhalt und Unterstützung durch Familie, Freundeskreis oder Sportgruppe, wenn sie - gleichgültig aus welchen Gründen - vom Spitzensport aussteigen.

Rahmenbedingungen:

Der für Training und Wettkampf erforderliche - meist hohe - Zeitaufwand ist so zu bemessen, daß noch Freiräume für andere Aktivitäten bleiben.

Kinder und Jugendliche im Spitzensport muß man abschirmen gegenüber Vereins- und Verbandsdruck, gegenüber übersteigter Erfolgserwartung, Lehrgangs- und Wettkampfverpflichtungen sowie gegenüber dem Druck der öffentlichen Meinung und der Medien; Eltern und Trainer sollten kritisch abschätzen können, inwieweit sie durch finanzielle Unterstützung in Abhängigkeit von Förderinstitutionen geraten und sich dadurch möglicherweise nicht mehr frei und unabhängig entscheiden können.

Die Eltern und Trainer müssen sich bewußt sein, daß sich die Aktivitäten bei jugendlichen Leistungssportlern in einem gesellschaftlichen Raum von Werten, Normen und Erwartungen abspielen und daß diese gesellschaftlichen Bedingungen ihre Entscheidungen und Handlungen im Spitzensport beeinflussen.

Einseitige Leistungsorientierung und Leistungsbegeisterung bringen die Gefahr mit sich, daß der Sport seine Ausgleichs- und Integrationsfunktion nicht mehr erfüllen kann. Es mehren sich dann die Momente, die uns verleiten, das Training mit Kindern

und Jugendlichen mit moderner Berufsarbeit zu vergleichen; die Motivation zum Leistungssport geht verloren.

Hier sollte nicht der Eindruck entstehen, als würde grundsätzlich gegen den Leistungssport mit Kindern und Jugendlichen argumentiert. Vielmehr sind sportliches Training und Wettkämpfe erzieherisch bedeutsame Gelegenheiten und Erfahrungen.

Unter pädagogischen Aspekten kann der Spitzensport mit Kindern und Jugendlichen allerdings nicht dadurch legitimiert werden - und diese Auffassung muß kritisiert werden -, daß im Kindesalter bereits Höchstleistungen herbeizuführen seien, weil kindliche Körperformen und kindliche Beeinflußbarkeit besonders günstige Leistungsvoraussetzungen darstellen, um nationale oder internationale Rekorde zu erreichen.

Literatur

- Carl, K. Talentförderung - Leistungsentwicklung. Probleme einer frühen Spezialisierung im Training.
in: Kind und Bewegung. Kinderturnen kritisch betrachtet. Bericht des Wiss. Kongr. vom 23. - 26. Nov. 1977 in Berlin, Schorndorf 1978, S. 173 - 180
- Gabler/Ruoff, A. Zum Problem der Talentbestimmung im Sport.
in: Sportwissenschaft 1979/2, S. 164 - 180
- Holz, P. Nachwuchsathleten im Spannungsfeld sozialer Wirklichkeit - Ansätze einer sozialwissenschaftlichen Studie über D-Kader-Athleten in Baden-Württemberg (Teil I).
in: Leistungssport 1981/1, S. 5 - 19
- Kaminski, G. Kindersport in psychologischer Sicht.
in: Howald, H. / Hahn, E. (Hrsg.): Kinder im Leistungssport. 19. Magglinger Symposium 1980. Basel 1982, S. 92 - 112

Hochschulsport

Einige Untersuchungsergebnisse zur Angebotsstruktur im allgemeinen Hochschulsport der Universität Augsburg und der Fachhochschule Augsburg von Prof. Dr. H. Altenberger, M. Leye, Dipl.-Sportlehrerin, Dr. E. Rümmele, Dipl.-Psych., Lehrstuhl für Sportpädagogik der Universität Augsburg, in Zusammenarbeit mit dem Hochschuldidaktischen Zentrum (W. Hornig, Dipl.-Psych., und Dr. B. Wissner).

1. Untersuchungsziele und -methoden

Am Ende des SS 83 und zu Beginn des WS 83/84 wurden die Mitarbeiter der Universität Augsburg und der Fachhochschule Augsburg, sowie die Studenten (alle Fakultäten bzw. Fachbereiche, keine Erstseme-

ster) der Universität und der Fachhochschule zum allgemeinen Hochschulsport (AHS) befragt. Dabei liegt der prozentuale Anteil der befragten Studenten in den verschiedenen Fachbereichen zwischen 30 % und 70 %; den Mitarbeitern wurde der Fragebogen zum Ausfüllen zugesandt. Insgesamt wurden N=1651 Per-

sonen befragt. In insgesamt 30 Lehrveranstaltungen wurde die Befragung der Studenten mit freundlicher Genehmigung der betroffenen Dozenten durchgeführt, für deren Unterstützung sich das Hochschuldidaktische Zentrum und das Sportzentrum an dieser Stelle bedanken möchte.

Die Ergebnisse der Erhebung sollen dem Sportzentrum der Universität Augsburg die Möglichkeit geben, das inhaltliche Angebot des AHS gegebenenfalls besser auf die Wünsche, Bedürfnisse und Erwartungen der zukünftigen Teilnehmer abzustimmen. Wer bereits am AHS teilgenommen hatte, wurde u.a. nach Erfahrungen und Änderungswünschen befragt, die Nichtteilnehmer nach Gründen und Veranstaltungswünschen.

Die Studierenden folgender Fakultäten bzw. Fachbereiche wurden in der Erhebung erfaßt:

Universität:

1. Juristische Fakultät
2. Katholisch-Theologische Fakultät
3. Philosophische Fakultät I
4. Philosophische Fakultät II
5. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Fachhochschule (Fachbereiche):

1. Allgemeinwissenschaften und Informatik
2. Architektur und Bauingenieurwesen
3. Betriebswirtschaft
4. Elektronik
5. Maschinenbau

Bei der Auswertung wurde nach folgenden Merkmalen unterschieden: Studenten der Universität und Fachhochschule, Mitarbeiter der Universität (Uni) und Fachhochschule (FH), Teilnehmer und Nichtteilnehmer am AHS (s. Tab. 1).

Tabelle 1:

Zusammensetzung der Befragten	Studenten		Mitarbeiter		Gesamt
	Uni	FH	Uni	FH	
Teilnehmer	263 25 %	40 13 %	102 41 %	16 30 %	421 25 %
Nichtteilnehmer	785 75 %	262 87 %	145 59 %	38 70 %	1230 75 %
Gesamt (je 100 %)	1048	302	247	54	1651 = N

2. Demographische Daten

Die Altersgruppe der 20 - 23 Jährigen ist mit 60 % am stärksten vertreten; dies trifft gleichermaßen für Teilnehmer wie Nichtteilnehmer zu. Der älteste Teilnehmer ist 62 Jahre alt, der älteste Nichtteilnehmer 65 Jahre.

Das Verhältnis von männlich zu weiblich beträgt 3:2; diese Verteilung findet man sowohl bei den Teilnehmern als auch den Nichtteilnehmern, d.h. hier liegen anscheinend keine geschlechtsspezifischen Gründe vor. Eine auffällige Verschiebung findet man allerdings an der FH; hier ist der Anteil an Männern erwartungsgemäß wesentlich höher: 77 % bei den Studenten, bei den Mitarbeitern sogar 88 %.

Bei den Befragten wohnen 73 % in Augsburg; dabei wohnen die Teilnehmer häufiger in Augsburg und die Nichtteilnehmer häufiger außerhalb. Eine Verstärkung dieses Trends ist bei den am AHS teilnehmenden Uni-Studenten zu beobachten, wo über 90 % in Augsburg wohnen.

3. Informationsquelle

Über den AHS informiert waren fast 60 % der Befragten. Dabei war offenbar die Broschüre die bedeutendste Quelle (76 %); alle anderen Informationswege liegen deutlich unter diesem Wert. Bekannte, Kommilitonen und Kollegen werden immerhin von 38 % als Informationsquelle genannt, Anschlagbretter und schwarze Bretter noch von 33 %. Auffällige Verschiebungen findet man bei den Uni-Mitarbeitern, wo die Broschüre auf 97 % ansteigt und die "Mund-zu-Mund-Propaganda" durch Bekannte etc. auf 27 % abfällt (während sie von den Uni-Studenten mit 49 % genannt wird).

Die Nichtteilnehmer waren nur zu 45 % über den AHS informiert, und 32 % davon gaben die Broschüre als Informationsquelle an (im Gegensatz zu 79 % bei den Teilnehmern).

4. Zu den Funktionen des AHS

Betrachtet man die Bedeutungshierarchie der Ge-

sichtspunkte, die bei der Auswahl einer Sportart eine Rolle spielten, so wird bei den meisten Befragten dem gesundheitlichen Aspekt ein hoher Stellenwert beigemessen; "Gesundheit", "körperlicher Ausgleich", "Fitness" und "Bewegungsfreude" werden zu etwa 65 % mit hoher Bedeutung bewertet. Dagegen kommt den Begriffen "Ehrgeiz", "Selbstwertgefühl" und "Naturerleben" kaum Bedeutung zu. "Geselligkeit" und "seelischem Ausgleich" kommen je bei fast 40 % hohe Bedeutung zu, während die ablehnende Haltung beim "seelischen Ausgleich" (34 %) gegenüber "Geselligkeit" (15 %) deutlich stärker ausfällt.

- Bei Teilnehmern wie Nichtteilnehmern liegt der "körperliche Ausgleich" deutlich an erster Stelle. Zwischen "Fitness" und "Gesundheit" besteht für die Nichtteilnehmer kaum ein Bedeutungsunterschied, während die Teilnehmer der "Gesundheit" einen deutlich niedrigeren Stellenwert zuordnen.

Einen höheren Stellenwert hat für die Teilnehmer dagegen die "Bewegungsfreude". Hier sind es 71 %, die dieser Funktion einen hohen Wert beimessen, bei den Nichtteilnehmern aber nur 57 %. Bei der "Geselligkeit" verhält es sich umgekehrt: bei den Teilnehmern hat diese Funktion für 25 % einen hohen Wert; bei den Nichtteilnehmern sind es 44 %, die hier eine hohe bis sehr hohe Bedeutung beimessen.

Der "sportliche Ehrgeiz" spielt insgesamt eine geringe Rolle; zwischen den beiden Gruppen besteht allerdings erwartungsgemäß ein leichter Unterschied. Bei den Teilnehmern stufen 21 % diese Funktion hoch ein, bei den Nichtteilnehmern sind es nur 12 %. Dem "Naturerleben" kommt bei den Teilnehmern wesentlich deutlicher keine Bedeutung zu (69 %) als bei den Nichtteilnehmern (52 %).

Die bei allen Befragten bereits deutlich geringe Bedeutung des "Selbstwertgefühls" (49 %) verstärkt sich vor allem in der Gruppe der FH-Mitarbeiter (77 % messen diesem Aspekt keine bis geringe Bedeutung zu).

5. Welche Sportart wurde besucht?

Am beliebtesten war das Angebot im Gymnastik/Fitnessbereich, wobei allein die Skigymnastik von 132 Personen genannt wurde; sie liegt auch im Vergleich zu anderen Sportarten mit einem Anteil von 32 % an erster Stelle. Von vergleichbarer Bedeutung sind die großen Sportspiele Volleyball, Fußball und Basketball (vgl. Tabelle 2). Alle weiteren Sportarten liegen zwar unter 10 %, aber die Teilnehmerzahlen sind trotzdem ausreichend hoch. Bei den weiteren Gymnastikarten (Fitness, Jazzgymnastik, Aerobic, Circuittraining, Fitnessgymnastik, Krafttraining) liegt die absolute Zahl der Teilnehmer so hoch, daß in allen Fällen die Durchführung einer Veranstaltung gerechtfertigt erscheint. Unter den weiteren Sportarten

mit geringem Prozentwert, jedoch genügend hoher Anzahl sind zu nennen: Segeln, Handball, Badminton, Geräteturnen, Skifahren, Kajak, Fechten, Tennis, Tischtennis, Squash.



6. Gründe für die Nichtteilnahme

Das Hauptargument der Nichtteilnehmer: die Zeit. Über 40 % meinen, zu wenig Zeit zur Verfügung zu haben bzw. die Anfangszeiten lägen zu ungünstig. Als weitere Gründe werden häufig angeführt (diese Probleme dürften sich größtenteils durch die Fertigstellung der zentralen Uni-Sportanlage lösen): Sportstätten verkehrsmäßig schwer erreichbar bzw. Wohnort zu weit entfernt (Pendler), Information fehlte, letzter Anstoß fehlte. Zudem gibt es eine Reihe von Nichtteilnehmern, die anderweitig sportlich aktiv sind.

Die meisten dieser Gründe betreffen den AHS nur indirekt, d.h. man wird hier kaum oder nur schwer Abhilfe schaffen können; das gilt vor allem für die Nichtteilnehmer, die zu weit entfernt wohnen. Die günstigste Anfangszeit wird sich nur in begrenztem Umfang verbessern lassen; für alle Interessenten geeignete Termin zu finden, dürfte wohl kaum möglich sein.

Wenn gelegentlich bemängelt wird, daß männliche und weibliche Teilnehmer zusammen trainieren, muß

auf der anderen Seite angemerkt werden, daß gerade dies von vielen besonders geschätzt wird.

7. Sportarten, Angebot und Nachfrage

Ein Vergleich von ausgeübten Sportarten bei den Teilnehmern und Veranstaltungswünschen bei den Nichtteilnehmern gibt Aufschluß über die Nachfrage/Angebotsstruktur.

Die Skigymnastik ist bei den Teilnehmern die dominierende gymnastische Betätigung. Bei den Nichtteilnehmern spielt sie eine geringe Rolle. 32 % der Teil-

nehmer nehmen das Angebot der Skigymnastik wahr, aber nur 4 % der Nichtteilnehmer würden gerne daran teilnehmen. Eine Angebotserweiterung scheint hier nicht notwendig.

Dagegen besteht eine erhebliche Nachfrage bei einer ganzen Reihe von Sportarten (vgl. Tabelle 2). So wurde Volleyball von 110 Teilnehmern besucht (26 %) und 81 Nichtteilnehmer (16 %) würden gerne Volleyball spielen. Berücksichtigt man, daß hier ja nur eine repräsentative Stichprobe vorliegt, so läßt sich ein deutlicher Bedarf erkennen; hier sollte doch das Angebot erweitert werden.

Tabelle 2:

Sportarten Angebot/Nachfrage	Teilnehmer: ausgeübt		Nichtteilnehmer: gewünscht	
	n	%	n	%
Volleyball	110	26	81	16
Skygymnastik	132	32	21	4
Fußball	56	13	49	10
Basketball	45	11	39	8
Tennis	5	1	63	13
Gymnastik	21	5	42	8
Jazzgymnastik	25	6	26	5
Segeln	27	7	23	5
Schwimmen	3	1	43	9
Squash	3	1	37	7
Tischtennis	5	1	35	7
Badminton	14	3	18	4
Windsurfen	3	1	20	4
Tauchen	5	1	10	2
Kajak	6	1	7	1



8. Anregungen und Kritik

Die folgenden von den Befragten formulierten Anregungen und vereinzelten Kritikpunkte zum Angebot des AHS seien als Denkanstöße zu betrachten (ihre Realisierung mag dabei nicht immer möglich oder notwendig sein) und daher nur stichpunktartig ohne weitere Ausführungen aufgelistet:

Vorinformation und Organisation:

- Präzisere Informationen (z.B. über Termin, Ort,...), bessere Organisation
- Mehr Werbung (Broschüre, Plakate, Anschlagbretter, Flugblätter), z.B. für Studienanfänger
- Für bestimmte Sportarten Treffpunkte organisieren (z.B. Waldauftreff)
- Besser qualifizierte Übungsleiter (bessere Anleitung)
- Weniger häufig Wechsel der Übungsleiter

Angebot und Rahmenbedingungen:

- Erweiterung des AHS-Angebotes
- Leistungsdifferenzierung einzelner Sportarten
- Kleinere Gruppen bilden bzw. bestimmte Sportarten häufiger und zu verschiedenen Terminen anbieten (da zu viele Teilnehmer)
- mehr Wettkämpfe, Sportfeste, Hochschulmeisterschaften durchführen (innerhalb bzw. zwischen Universitäten und Fakultäten)
- Freies Spiel anbieten
- Mehr Veranstaltungen während der Semesterferien
- Im Sommer mehr Veranstaltungen ins Freie verlegen

Anlagen und Ausrüstung:

- Bessere Ausrüstung (Sportgeräte, warme Duschen)
- Mehr verkehrsgünstige Übungsmöglichkeiten (Nähe Uni oder Stadtmitte)
- Universitätssportanlage bauen, Berghütte zur Verfügung stellen

9. Anfangszeiten und Veranstaltungstag

Die beliebteste Anfangszeit von Montag bis Donnerstag legen die meisten Befragten auf 18 Uhr; dabei neigen die Hochschulmitarbeiter mehr zu 17 - 18 Uhr (möglichst bald nach Dienstschluß), während die Studenten 18 - 19 Uhr vorziehen. Freitags würde man allgemein gerne etwas früher anfangen (ca. 15 Uhr). Zwar ist für das Wochenende durchaus Interesse feststellbar, jedoch wurden Anfangszeitpunkte nicht konkretisiert.

10. Abschließende Betrachtungen

Im Sommer steht der AHS anscheinend in größerer Konkurrenz zu anderen Freizeitaktivitäten; im WS besuchten 80 % der Teilnehmer die AHS-Veranstaltungen, im SS aber nur 58 %. An einer geselligen Runde nach dem Sport zeigt etwa die Hälfte der Teilnehmer Interesse; dabei legen die FH-Mitarbeiter und die FH-Studenten wesentlich mehr Wert auf Geselligkeit (82 % bzw. 76 %); hier spielen aber auch geschlechtsspezifische Faktoren eine größere Rolle, da bei den FH-Mitarbeitern 88 % und bei den FH-Studenten 77 % Männer sind. Eine genauere Aufschlüsselung der Teilnehmer offenbart nämlich, daß nur 31 % der Frauen sich nach dem Sport gesellig zeigten, während 69 % keine Zeit dafür verwendeten. Bei den Männern dagegen ließen sich nur 41 % die gesellige Runde entgehen.

Brecht - Ringvorlesung :

Brechts Theater heute Schwierigkeiten mit einem Klassiker

Prof. Dr. Helmut Koopmann

Prof. Dr. Helmut Koopmann eröffnete am 15. Januar 1985 im Hollsaal des Zeughauses mit seinem Vortrag zu "Brechts Theater heute" die Brecht-Ringvorlesung. Diese Veranstaltung wird in Zusammenarbeit mit dem Kulturreferat der Stadt Augsburg im Rahmen der 2000-Jahr-Feier und in Verbindung mit der Brecht-

Woche der Städtischen Bühnen durchgeführt. Der Vortrag von Professor Koopmann ist im folgenden verkürzt wiedergegeben.

Wir haben heute Schwierigkeiten mit Bertolt Brecht. Das liegt weniger an ihm als vielmehr an uns, an un-

serem wachsenden Abstand zu ihm und seinem Werk. Denn er ist schon seit längerem zum Klassiker avanciert, zum kommunistischen Klassiker drüben, zum Klassiker des Theaters hier.

Klassiker zu sein ist heute freilich kein literarisches Todesurteil mehr, eher ein Inszenierungsvorteil. Denn die Klassiker sind in einem Ausmaß verfügbar geworden, wie das in unserem Jahrhundert bislang einmalig ist. Wenn Büchners "Dantons Tod" plötzlich nicht mehr in der zeitgenössischen Wirklichkeit von 1793 oder 1835 angesiedelt ist, sondern vor dem Hintergrund der Arbeitslosenwelle der 20er Jahre gespielt wird, wenn Kleists "Käthchen von Heilbronn" die Geschichte einer Aussteigerin wird, Lessings "Emilia Galotti" zum etwas lamoryanten Drama eines Prinzen, dem unbedingt mildernde Umstände zuerkannt werden müssen, weil er tatsächlich an der Liebe leidet und deswegen Todesurteile recht rasch, recht gern unterschreibt, wenn Goethes "Iphigenie" zum Selbstverwirklichungsdrama wird, nichts mehr oder fast nichts mehr enthält von der Orthodoxie-Kritik des Weimaraners, dann sind das Umgangsformen mit Klassikern, die etwas von der unendlichen Variationsbreite erkennen lassen, in der man sich heute den Klassikern nähern kann. Aber ist es angebracht, Brecht ähnlich zu traktieren?

Brecht wird im Vergleich mit anderen Klassikern hierzulande relativ wenig gespielt. Doch wo er auf die Bühne kommt, werden auch bei ihm die zeitgenössischen Bezüge ziemlich bedenkenlos verstärkt. 1983 wurden die "Rundköpfe und Spitzköpfe" am Deutschen Theater in Ostberlin aufgeführt. Brecht war mit diesem Stück, das zwischen 1931 und 1935 geschrieben war, mit den Nazis ins Gericht gegangen: die Rasendoktrin war damals von ihm auf die Bühne geholt worden, in Iberin erschien Hitler, mit den Huas trampelte die SA über die Bühne. Das Ganze hat ein Shakespeare-Stück zum Hintergrund, "Maß für Maß"; aber was Shakespeare hatte aussagen wollen, war Brecht egal bis zur völligen Gleichgültigkeit. Doch dafür war seine eigene Aussage umso dezidierter. Brecht hat zwar die zeitgenössischen Bezüge verfremdet, indem er das nach Südamerika verpflanzte, was in Wirklichkeit draußen in Berlin stattfand. Aber dieses Berlin zu Beginn der Nazizeit war in ein südamerikanisches Exotenland verfremdet worden, damit der Zuschauer erkennen möge, was unmittelbar vor seiner Haustür passiert: Einsicht also durch die Erkenntnis des Eigenen im Anderen, analog zu jenem heute etwas schwer verständlichen Glauben Brechts daran, daß die direkte Reportage nicht aussagekräftig genug sei, sondern daß Erkenntnis erst möglich werde durch einen Übertragungsprozeß, der die Verfremdung gewissermaßen wieder auflöse und rückgängig mache, - alles aus der begreiflichen, aber vielleicht doch über-



Brecht, 1954

triebenen Sorge heraus, das Illusionstheater könne die Erkenntnis beeinträchtigen. Doch bei aller Verfremdung hat Brecht stets eine ganz bestimmte hochaktuelle Situation vor Augen gehabt, den braunen Diktator und seine Trupps, die damals schon Furcht und Elend über die brachten, die sich ihnen entgegenzustellen wagten. Brecht hätte seine Szenerie in die Mongolei versetzen können oder in ein afrikanisches Land, unter die Botokuden oder nach Kaschubien - es mußte nicht unbedingt Südamerika sein, aber darauf kam es ja auch gar nicht an. Das Gewöhnliche müsse den Charakter des nie Dagewesenen, das nie Dagewesene den des Gewöhnlichen bekommen, hat Brecht nachträglich und doch für ihn immer gültig am 17. 9. 1944 im kalifornischen Exil notiert - und so wurde aus Deutschland denn das Land der Tschuchen und der Tschichen; ein umständlicher Übersetzungsprozeß, in dem sich die ganze Erfindungskraft und Imaginationsfreudigkeit Brechts austoben konnte. Aber der mußte ja um der Erkenntnis willen auf jeden Fall rückgängig gemacht werden, es ging doch immer wieder zurück nach Deutschland und nach Berlin und in die Situation hinein, die er eigentlich hatte geißeln wollen. "Ein Gleichnis" sollte das Ganze sein - so hatte das der Theaterdirektor im

“Vorspiel” verkündet. Was war nun daraus geworden in der Berliner Aufführung? Man hatte das Vorspiel weggelassen, in dem Brecht in bewußter Primitivität darstellt, daß der Kampf der Rassen gegeneinander nichts anderes als eine Variante des Klassenkampfes zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten sei und Hitler nur ein geschickt-dümmliches Werkzeug der Kapitalisten. Und was ist aus Iberin geworden, der eindeutig eine Hitlerfiguration war, trotz aller südamerikanischen Verschleierungen nur zu leicht zu erkennen? Hitler war im historischen Schattenreich verschwunden, dafür standen die lateinamerikanischen Zustände plötzlich auf der Bühne, und ebenso plötzlich war von einem exotischen Militärregime die Rede und nicht mehr vom Rassenwahn Hitlers und seiner tödlichen Umsetzung in die Wirklichkeit nach 1933. Ein wiederentdeckter Klassiker? Ein nochmals verfremdeter Brecht? Hat das Stück gewonnen durch diese von Brecht ja überhaupt nicht ursprünglich beabsichtigten lateinamerikanischen Bezüge, ist es plötzlich spielbar geworden auch für uns, hat es eine neue Botschaft zu verkünden? Was für Brecht unmittelbarste Gegenwart, fürchterlichste Bedrohung war, was draußen vor der Tür geschah, wenn er nur aus dem Fenster blickte, das ist hier zum südamerikanischen Spektakel geworden, über das man sich aufregen mag, weil die Verhältnisse in jenem Teil der Welt wirklich nicht so sind, wie sie sein sollten, aber das uns unmittelbar eben nicht berührt. Aus der Verkleidung, die Brecht gewählt hatte, um der Gegenwart einen erbarmungslosen Spiegel vorzuhalten, war so etwas wie die Hauptsache geworden, die Hauptsache aber, Brechts bittere Stellungnahme zum Rassenwahn und zum Wahnsinnsterror der Nazis, hatte sich still davongemacht. Ist hier die Wahrheit konkret? Oder hat sie sich nicht gerade dort fortgeschlichen, wo sie uns ein Beispiel aus unserer Zeit vorhalten sollte?

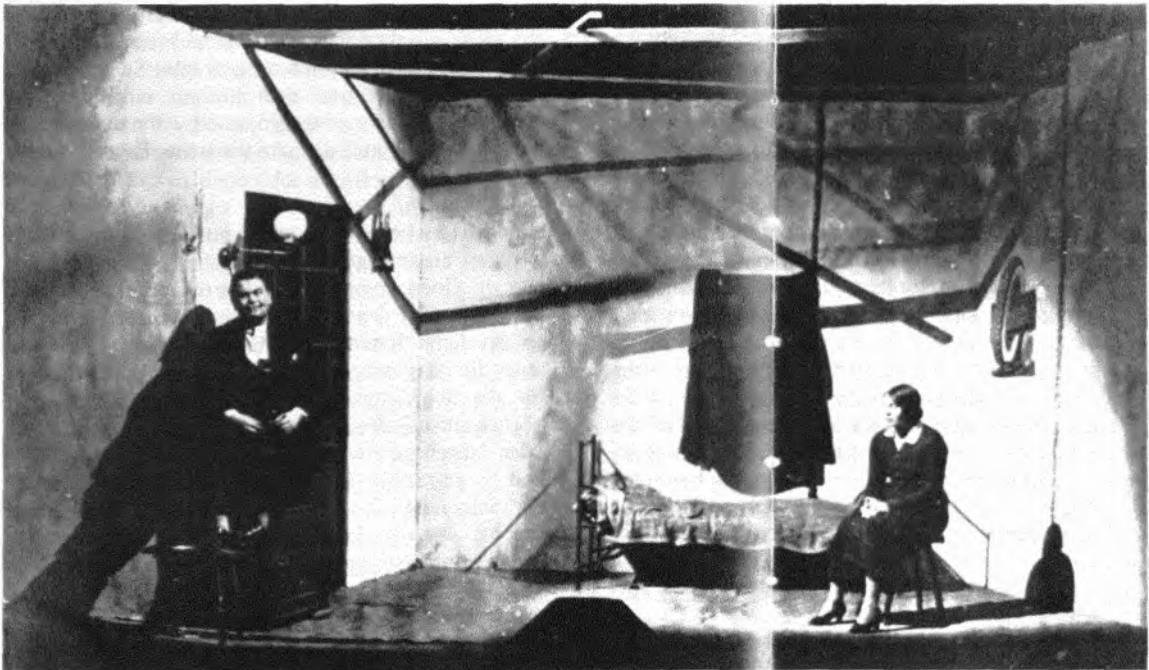
Die Berliner Mauer trennt nicht die Theaterintentionen. Auch am Westberliner Schiller-Theater konnte man Brecht 1983 sehen, und zwar “Furcht und Elend des Dritten Reiches”, 11 Szenen von 24, in denen Brecht damals seine Kampagne gegen den Verbrecherstaat der Nazis fortsetzte: entstanden waren diese Skizzen von 1934 bis 1938, und sie haben den direktesten, dichtesten Wirklichkeitsgehalt, der sich denken läßt. Denn Brecht hat diese Szenen nach Zeitungsmeldungen geschrieben, aufgrund von Berichten, anhand von Augenzeugendarstellungen. Dort gibt es keine Verfremdung, sondern nur die krasse Wirklichkeit, der SA-Mann ist ein SA-Mann, Dienstmädchen und Arbeiter sind Dienstmädchen und Arbeiter. Hier nun, in Westberlin, trat zusätzlich zu Brechts Dramenpersonal zu Beginn der Szenen eine Gruppe von Halbstarken im schwarzen Leder auf, die rigoros die Möbel umräumte. Sind das die Rechtsradikalen von heute? Oder ist es eine Rockerbande, die über-

haupt mit der Gesellschaft aufräumen will? Auch das war keine Ausnahme. Im Bochumer Schauspielhaus wurde im gleichen Jahr “Die Mutter” aufgeführt, zwar in durchaus naturalistischer Absicht, da die Agitatoren so auftreten, wie sie wohl damals aufgetreten waren, und die streikenden Arbeiter in ihrer blauen Kluft erschienen - aber ihre Gesichter waren schwarz gefärbt. Muß es so futuristisch zugehen, um Brecht aktuell zu machen? Wäre nicht das ungeschminkte Gesicht, die ungeschminkte Wahrheit eindringlicher? Aber die Verfremdung ging noch weiter: Brecht hat drei Schlußbilder dezidiert auf die Situation gegen Ende des Ersten Weltkrieges zugeschnitten: da wird ein Krankenlager gezeigt, eine Kupfersammelstelle im Krieg und eine Demonstration im Kriegswinter von 1916 auf 1917 - gegen den damaligen Krieg, für die Revolution. Geblieben war in Bochum nur noch jene Szene, in der die Mutter Flugblätter gegen den drohenden Krieg verteilt, eine Friedensdemonstration von heute. Doch Brechts Antikriegsdemonstration im Winter 1916/17 hatte ein anderes Ziel, sein Drama war ein historisches Stück, in dem es um die Einübung proletarischen Klassenbewußtseins ging, also um etwas Vergangenes und gleichzeitig für Brecht 1931/32, als “Die Mutter” entstand, sehr Aktuelles. Denn das war der Höhepunkt seiner Lehrstückära, die Klassenkampfmentalität voll ausgebildet, das kommunistische Bühnenmanifest ein zeitgenössisches Propagandainstrument. Nichts handelt im Stück von den Friedensdemonstrationen unserer Tage. Ist die Achtung vor der Authentizität Brechtscher Texte so gering geworden, daß man sie ad libitum auf irgendetwas aktualisieren kann? Oder hat Brecht tatsächlich auch für heute geschrieben?

Die hier skizzierten Inszenierungen sind die Regel, nicht die Ausnahme. Brecht verfährt stärker als andere Klassiker, seien sie nun moderne oder klassische Klassiker, zum Um- und Weiterschreiben der Stücke, zum Ausbeuten des gedanklichen Gehalts auf etwas Gegenwärtiges hin; seine Stoffe werden als Allerwelts-gleichnisse genommen und beliebig abgewrackt oder aufgetackelt, um die eigene Zeit einzubringen. Brechts Erstling “Baal” ist 1983 gleich zweimal neu inszeniert worden, in Bochum und in Ulm. 60 Jahre liegt die Bühnenvernissage dieses Stückes zurück, und es ist ein Drama, wie es expressionistischer nicht gedacht werden kann. Brecht macht sich nicht nur einen Spaß daraus, die zeitgenössische Literatenszene zu verhöhnen, wenn er Baal auftreten läßt und das verzückte Publikum ihn bald mit Walt Whitman, bald mit Emile Verhaeren, mit Verlaine wie mit Lombroso, mit Homer wie mit dem “Vorläufer des großen Messias der europäischen Dichtung” vergleicht - letzteres wohl ein kräftiger Faustschlag gegen Stefan George und seine höhere Dichtungserwartung. Das Ganze ist ein Hohn auf den Literaturbetrieb um und nach 1900,

„Baal“ eine einzige boshafte Entgegnung auf die Dichterschwärmerei der Jahrhundertwende, eine grimmige Attacke auf die Schönheitsideale der Ästheten von damals, das Stück der Entwurf einer radikalen Gegenform, mit dem Brechtschen Spaß am Kult einer barbarischen Natürlichkeit und eines arationalen, chaotischen Vitalismus, expressionistischer Protest gegen das Überkommene, das kaputtgemacht werden sollte, wie Brecht das mit boshafem Vergnügen forderte. Was ist in der Hamburger Baal-Inszenierung von 1983 daraus geworden? Eine No-Future-Figur, ein Aussteiger, ein überzeugter Individualist, der mit der Gesellschaft seiner Zeit nichts mehr zu tun haben will. In Ulm erschien Baal im gleichen Jahr

Merkwürdige V-Effekte, wohin wir sehen. Vor allem die politische Dimension scheint sich langsam zu verflüchtigen, zumindest dort, wo Stücke von Brecht inszeniert werden, die ohnehin diese Ebene nicht klar erkennen lassen, sondern schon von sich aus zum Drama sympathischer Bösewichter tendieren. Brechts „Puntila“ hat man häufig als unausgesprochene Widerlegung der eigenen politischen Dramatik Brechts gedeutet und inszeniert, in Puntila selbst den gemüthlichen Säufer gesehen und nicht den böartigen Kapitalisten, den nur der Suff etwas vermenschlicht. In Hamburg ist „Herr Puntila und sein Knecht Matti“ im letzten Jahr aufgeführt worden, mehr eine Charakterkomödie denn ein politisches Stück. Die bei-



Baal, Berlin 1926

in nicht anderem Gewand, sehr ähnlich drapiert: ein Einzelgänger, auf der Suche nach Selbstbestätigung und eigener Identität, die er aber natürlich dort nicht findet, wo der wirkliche Baal zu Hause ist, der davon eher übergenug hat als zu wenig. Nun kann kein Zweifel sein, daß eine gewisse Asozialität in Baal angelegt ist, aber diese ist explosiver Natur, Baal ein schamloses Raubtier, kein Selbstsucher. Ein Proletarier war er weder hier noch dort, Baal eher Ausdruck einer Verneinung aus Schwäche, dem man auch seine erotische Attraktivität nur schwer abnimmt. Hat Brecht tatsächlich für die No-Future-Generation geschrieben? Oder vielmehr: erträgt der blutvolle Baal eine solche Verfremdung ins Blutleere?

den Titelhelden stehen sich als beinahe schon lustspielhafte Kontrahenten gegenüber, und so ist das Drama denn eher eine vergnügliche Sonderlingsstudie als ein Lehrstück über die Tücken und Finessen des kapitalistischen Verhaltens.

*

Sind das alles Verfälschungen Brechts, oder sind es letztlich von Brecht her legitimierte Inszenierungen, in denen verfestigte Formen und Deutungshorizonte wieder aufgebrochen werden, ganz im Sinne Brechts, der immer ein revolutionäres, der ein immer revolutionäres Theater wollte? In den späten 70er und frü-

hen 80er Jahren hat man bezeichnenderweise sehr viel Brechts "Baal" gespielt, 1976 in Straßburg, 1981 in Köln, 1982 in Erfurt. Das alles war vielleicht nicht zufällig. Waren hier plötzlich Identifikationsmöglichkeiten gegeben, oder war das in seiner Grundstruktur amorphe Stück am leichtesten und weitesten verformbar? War Baal der dramatische Steppenwolf, mit dem man sich in den 70er Jahren identifizieren konnte? Die Straßburger "Baal"-Inszenierung spricht sehr dafür. Vom Dichter Baal war dort kaum noch etwas zu sehen, stattdessen trat ein Hinterhofheld auf, ein Kleiner-Leute-Verlaine, ein höchst unromantischer poète maudit, abstoßend in seiner Aggressivität, als Lyriker alles andere als glaubhaft, ein aus der Façon geratener Kleinbürger, ein egoistischer Schnapsbruder, der ein Undergroundheld wäre, würde seine Ichbezogenheit etwas schwächer sein; ein Produkt der Gosse, ein kleiner Bösewicht, eingeschlossen in sein Kleinstadtgetto. Baal ist ein häßlicher Narziß, ein einsamer Bandenführer ohne Bande - es sei denn, man würde seinen Gefolgsmann Ekart für eine Minigruppe halten. Die Zugeständnisse an die Zeit sind auch hier groß, und es ist eine französische Zeit: Ekart ist Marokkaner, und wenn er Musik hört, ist es arabische Musik. Soll hier Frankreich mit seinen verworrenen Kolonialproblemen, soll der Ausbruchsneigung seiner Jugend ein Spiegel vorgehalten werden? Manches spricht dafür. Auf jeden Fall ist dieser Baal kein expressionistischer Baal mehr, sondern eben auch ein angeglichener, ein Typ von der Schattenseite der Gegenwart. Der deutsche Baal dieser Zeit ist da, wo man ihn spielt, vielleicht etwas weniger zeitgenössisch, aber eine Art jugendlicher Stadtstreicher ist er auch, ebenfalls ein nicht sonderlich lyrischer begabter Pennbruder, dessen klischeehafte Romantikvorstellungen dabei ebenso untergehen wie seine lyrische Potenz.

Die Erfurter Inszenierung von 1982 machte Brechts Erstlingsdrama auf ihre Weise dem östlichen Publikum schmackhaft. Hier waren frühe Fassungen mitbenutzt worden, die erst nach Brechts Tod gefunden wurden, und mit ihrer Hilfe wurde ein Realsozialist aus dem Lech ab- und aufwärts schwärmenden Vorstadtlyriker. Mit Spießern hat Baal zu tun, mit Waldfrevlern, die ausgerechnet für eine fromme Prozession junge Birken geschlagen haben, und Baal belehrt seinen Trabanten Ekart über sein grünes Credo: "In 49 Jahren kannst du das Wort Wald ausstreichen. Der Mensch wird dann übrigens auch verschwinden". Natürlich ist Baal im östlichen Kostüm kein Aussteiger, auch kein boshafter Intellektueller, der zerstören will und sonst nichts anderes, kein vorsätzlicher Universalrevolutionär, sondern fast so etwas wie ein junger Bruder des späteren Puntila, ein guter Mensch, auch wenn sein Schnapskonsum schon beträchtlich an den des finnischen Säufers heranreicht.

Gezeigt werden, gesehen aus der Gegnerschaft Baals, die sozialen Bedingungen, die Spießermwelt, die Baal allerdings dorthin treiben muß, wohin er dann hintrudelt. Nun nimmt sich der asoziale Baal in einer sozialistischen Gesellschaft eigentlich eher wie eine Negativfigur aus - daß er hier dennoch einen positiven Anstrich bekommt, liegt an seinem Blick für die Schwächen der bürgerlichen und spießbürgerlichen Gesellschaft, an seinem Ökocredo, das er, auch wenn es noch so unglaubwürdig in Brechts Erstlingsdrama klingt, denen eintrichert, die daran glauben wollen. Daß er ein Einzelgänger bleibt, ist freilich nicht zu leugnen, und in einer immer aufs Volkseigene bedachten Gesellschaft mutet das am Ende doch bizarr an. Aber es gibt ja auch sonst in der DDR-Literatur untergründig Aussteigerversuche aus dem allseligmachenden Sozialismus, auch dort eine, wenn auch schwach ausgeprägte, Selbstverwirklichungsideologie, und dem kommt ein Stück wie "Baal" nur zu sehr entgegen, auch wenn es deswegen natürlich nicht auf die sozialistische Bühne geraten ist.

Nun geht es bei alledem nicht nur um die mehr oder weniger ausgeprägten zeittypischen Varianten, die man in einen immerhin 60 Jahre alten Text hineinbringt. Das in den 70er und den frühen 80er Jahren so deutliche Interesse für Brechts erstes Drama ist auch für das zeitgenössische Brecht-Verständnis, ja für die Schwierigkeiten mit dem Klassiker Brecht höchst aufschlußreich. Es gab offenbar in den späten 70er Jahren so etwas wie eine gewisse Brecht-Müdigkeit an deutschen Theatern, und diese war Ausdruck der Schwierigkeiten mit dem mittleren und späten Brecht, also mit dem ideologisch mehr oder weniger festgelegten Stückeschreiber, den man nun doch nicht so einfach umbiegen und ins Gegenteil verkehren konnte, wollte man sich nicht ernsthaft an den Intentionen seiner Dramen vergehen. Der junge Brecht und insbesondere sein "Baal" aber boten gewissermaßen eine neue Einstiegsmöglichkeit, was die Beschäftigung mit dem unbequemen Dramatiker anging, und es war nicht nur das: es war wohl auch jene, wenn auch undeutlich formulierte, Botschaft des "Baal", die endlich angekommen war, der Ausbruch aus den Sozialbeziehungen, der da vorgespielt wurde, der Protest gegen eine gefährlich einengende Umwelt, der radikale Entschluß zur eigenen Individualität, der Versuch, sich auszuleben - und dann, höchst symptomatisch für die späten 70er Jahre, die Einsicht in das notwendige Scheitern dieser Bemühungen. Außerdem dürfte noch zur neuen Attraktivität des Brechtschen Dramas beigetragen haben, daß da von einem Künstler die Rede war, und zwar nicht von einem gloriosen und erfolgreichen, sondern vom Untergang eines Naturtalents, der in der Gesellschaft nicht Fuß fassen konnte, obwohl die Gesellschaft

ihm fatalerweise, fälschlicherweise, so viel Hilfestellung zu bieten schien. Das war der Künstler, der sich dennoch nicht einordnen lassen wollte und sich nicht einfügen konnte, und so machte die Gesellschaft am Ende dann kurzen Prozeß mit ihm. Also eine tiefgreifende Störung in der Beziehung des Künstlers, des Schriftstellers, des Theatermannes zu seiner Umwelt, dieser hoffnungslose Protest des Poeten gegen die Gesellschaft und die törichte Gutwilligkeit, mit der die Gesellschaft bereit war, den Künstler, aber nur einen von ihr tolerierten und sie bestätigenden Künstler, zu akzeptieren, das alles spielt sicherlich mit hinein und hat die Popularitätswelle um Brechts erstes Drama nur noch höhersteigen lassen. So wurde der junge Brecht wiederentdeckt, und man ging dem Ärger mit dem Klassiker aus dem Wege, indem man diesen mit seinem eigenen Jugendwerk gleichsam überholte. Vielleicht hat das - aber das ist nur eine Vermutung - sogar den Weg freigemacht für die am Ende doch überraschenden, etwas problematischen Neuinszenierungen anderer Brecht-Stücke, in denen der alte Brecht aufgemöbelt ist zum Protestsänger der eigenen Zeit, unbeschadet dessen, daß er nun schon fast 30 Jahre lang tot ist. Wird er jetzt wiederentdeckt, wie man Klassiker wiederzuentdecken pflegt, oder ist es gerade der anticlassische Brecht, nämlich der frühe Brecht, der gegen den Klassiker heraufgerufen wird? Man vermeidet Schwierigkeiten mit den Klassikern oft dadurch, daß man ihr meist revolutionäres Jugendwerk plötzlich wieder schätzt; so ist es selbst Schiller schon einmal gegangen. Merkwürdigerweise war der junge Brecht plötzlich wieder der lebendige Brecht, der andere, der Lehrstücktheater-Brecht, der Brecht so rätselhafter, immer wieder zur Einfühlung verführende Stücke wie "Mutter Courage", und "Herr Puntila und sein Knecht Matti" war der etwas angestaubte Klassiker. Puntila ist gewiß kein Aussteiger, die Mutter Courage nichts anderes als eine humane Kriegsgewinnlerin - aber das waren alles keine Themen mehr für ein Theater der späten 70er und frühen 80er Jahre. Und dann ist zu bedenken, daß die späten Stücke, vor allem die beiden genannten Dramen, auch als Widerrufsdramen aus der Sicht Brechts begriffen werden konnten, in denen er auf hintergründige Weise zurückzunehmen schien, was er in den 20er und frühen 30er Jahren so rabiat mit seinen Lehrtheaterstücken propagiert hatte. Diese späten Dramen waren also im Grunde genommen leicht gegen die Brechtschen Theaterlehren zu inszenieren; aber wenn man das tat, setzte man sich von vornherein der Kritik aus, man schaffe erneut ein kulinarisches Theater und damit etwas, was Brecht so leidenschaftlich jahrzehntelang attackiert hatte. Für eine gewissermaßen linientreue Inszenierung gaben die Stücke andererseits nicht genug her, es sei denn, die Inszenierung würde einen derart subtilen Erkenntnisprozeß

in Gang setzen, wie er vom normalen Theaterpublikum, wie immer es auch beschaffen sein mag, nicht zu erwarten ist. Schließlich will man etwas hören und sehen, aber nicht unbedingt ein intellektuelles Florettgefecht mit dem unsichtbaren und doch allgegenwärtigen Autor führen, auch wenn dieser noch so nachdrücklich dazu auffordert.

*

Zwei Fragen drängen sich auf, auf die eine Antwort versucht werden soll. Die erste ist: wie steht es mit Brechts eigenen Vorstellungen zur Aktualisierung historischer Stoffe, wie ist sein Klassikerverhältnis selbst gewesen, wie weit hatte er schon zu Lebzeiten einen Freibrief geschrieben für Inszenierungen, die den zeitbezogenen Anlaß seiner Dramen bis zum Vergessenwerden vernachlässigten, um eine meistens doch etwas zweifelhafte Gegenwärtigkeit in die Stücke einzuschmuggeln? Und dann: wie konnte es denn überhaupt geschehen, daß Brecht zum Klassiker wurde, mit allen Leidenssymptomen und Schwierigkeiten, die man in Deutschland nun einmal mit seinen Klassikern hat?

Was die erste Frage angeht, so ist die Antwort nicht eindeutig. Man darf es sich nicht zu einfach machen und davon ausgehen, daß Brecht mit seiner eigenen Verfremdungsthese jedermann und jeglichem Theater gestattet habe, den Stoff so umzuformen, wie er es für richtig halte oder vielmehr: wie es der Erkenntnis nützlich sein könnte. Brecht hat durchaus nicht zu allen Zeiten das Gleiche gefordert. In seiner Jugendzeit, also in der "Baal"-Ära, wollte er das alte Einfühlungstheater kaputtmachen, und die Augsburger Theaterkritiken liefern dazu ein schrilles Vorspiel. Sein Haß auf das kulinarische Schauspiel ist vermutlich hier begründet worden, in einer Stadttheaterpraxis, die über Plüschdekorationen und über flache, anspruchslose Provinzaufführungen nicht hinauskam. Was ihm gefällt, sind zeitgenössische Stoffe, Hauptmanns "Rose Bernd", auch noch Schillers "Räuber" und dessen "Kabale und Liebe", aber nicht um des Historischen willen, sondern weil sie ein Stück Wirklichkeit auf die Bühne bringen. Alles andere wird mit einer resoluten Handbewegung von den Brettern gefegt, und Brecht gießt seinen ganzen Hohn aus über die Theaterleute, die da glauben, mit ein wenig Pappmachédekoration historisches Kolorit geben zu müssen, wenn Theater gespielt wird. Brechts Interesse an der Inszenierung ist hier schon unverkennbar, und möglicherweise hat er später deswegen immer so genau vorgeschrieben, was man zu machen habe, weil er auf so fürchterliche Weise erleben mußte, wie in Augsburg alles falsch gemacht wurde. Also ein zeitgenössisches Theater will der junge Brecht, wirkliches Leben dargestellt, und das Historische interessiert ihn nicht im geringsten.

In den 20er Jahren wird der Begriff der Realität dann differenzierter, intellektueller. Den notwendigen Untergang der alten Bühne hat er auch in den 20er Jahren ausführlich genug beschrieben, aber damals sah er, daß diese moralische Anstalt nicht nur zu erstarren drohte, sondern daß auch das Publikum wegliege - ein tödlicher Schlag gegen das Theater, viel gefährlicher als jegliche Plüschdekoration. Auch in dieser Zeit noch behandelte er die Werke des alten Theaters "rein als Material", klassische Stücke waren Stofflieferanten, umgekehrt bloß stilvolle antiquarische Inszenierungen ein Mittel, um die Zuschauer aus dem Theater herauszutreiben. Damals findet sich auch die Formel vom "großen epischen und dokumentarischen Theater (...), das unserer Zeit gemäß ist". Brecht meint damit nicht ein völlig anderes Theater, sondern nur eine Darbietungsform, die vom alten dramatischen, auf die Katastrophe losstürzenden Vorgang weg will und in dem das Szenische einen neuen Eigenwert bekommt. Wichtiger ist in dieser Zeit die wachsende Bedeutung des Zuschauers: er wird jetzt vorsichtig hineingezogen in den Theaterprozeß, den er durchschauen soll, um die durch das Theater vermittelte Wirklichkeit zu sehen: die Realität der Zeit soll dargestellt werden, und zwar mit Hilfe einer theatralischen Fiktion; die aber soll der Zuschauer als solche erkennen und daraus seinen Gewinn schlagen, indem er von der Theaterwirklichkeit zurückdenkt auf die wirkliche Wirklichkeit. Es ist völlig verständlich, daß Brecht in dieser Zeit, also in den späten 20er Jahren, seine Lehrtheatervorstellung entwickelt, Lehrstücke schreibt, da er die kritischen, distanzierenden, durchschauenden Fähigkeiten des Zuschauers nutzen wollte. Wir wissen, daß Brecht in dieser Zeit auch seine Gesellschaftsvorstellungen radikalisierte, und beides, also die immer stärkere Wendung zu einem marxistischen Gesellschaftssystem und die Forderung, das Theater als Institution der Belehrung zu nutzen, führte zu der vielleicht tiefsten Wandlung, die Brecht in seiner Theaterlaufbahn und die das deutsche Theater in seiner Entwicklung im 20. Jahrhundert überhaupt hatte: zur Absage an das Individuum, zur Abwertung des Einzelschicksals bis zur Bedeutungslosigkeit. Die neue Dramatik, so hat er postuliert, habe sich an den einzelnen Zuschauer nur insofern zu wenden, "als er ein Mitglied der Gesellschaft ist". Die Lehrstücke, die eigentümlich gesichtslosen Dramen der späten 20er Jahre, das Nummernhafte der Personen und das Auswechselbare der Menschen, ihre Reduktion auf ihre soziale Position und Reaktion sind das Ergebnis dieses Radikalisierungsprozesses. Auf diese Phase seiner Überlegungen und auch seiner Theaterpraxis kann sich jedermann berufen, der Brecht gerne aktualisieren möchte und noch besser derjenige, der Zeitverhältnisse durch die Brechtschen Dramen hindurch und mit Hilfe der Brechtschen Stücke auf die Bühne bringen will, der

also die Gesellschaft am Ende präsentieren möchte.

Aber Brecht ist bei diesen Lehren nicht geblieben, wiewohl sie von seinen Regisseuren oft verabsolutiert worden sind. Zwischen 1935 und 1941 hat er zwar auch noch das Individuum abgewertet, aber er hat in diesen Jahren fast das Gegenteil dessen behauptet, was er vorher zum historischen Drama und der beliebigen Weiterverwendung historischer Stoffe gesagt hat. Brecht rückt davon in den späten 30er Jahren rigoros ab. Er schreibt zum Problem der "Historisierung" folgendes: "Der Schauspieler muß die Vorgänge als historische Vorgänge spielen. Historische Vorgänge sind einmalige, vorübergehende, mit bestimmten Epochen verbundene Vorgänge. Das Verhalten der Personen in ihnen ist nicht ein schlechthin menschliches, unwandelbares, es hat bestimmte Besonderheiten, es hat durch den Gang der Geschichte Überholtes und Überholbares und ist der Kritik vom Standpunkt der jeweilig darauf folgenden Epoche aus unterworfen". Verfremdung, so verstanden, bedeutet nicht Aktualisierung, nämlich das



Santa Monica, 26. Straße, Nr. 1063, Wohnung der Familie Brecht 1942 - 1947

Einblenden einer Gegenwartsthematik in ein historisches Drama, um dieses verständlich und zugänglich zu machen, sondern das Gegenteil: sie läuft auf die Relativierung eines Vorgangs durch die Fixierung seiner zeitlichen und räumlichen Umstände und Einmaligkeiten hinaus. Das Allgemeinmenschliche hat abgedankt in dieser Zeit, Brecht sieht wieder die Singularität eines jeden geschichtlichen Abschnittes, das Eingegrabensein des Menschen in seine Umgebung, die Bedingtheit seines Daseins. Natürlich hat Brecht kein antiquarisches Theater gewollt, auch in dieser Zeit nicht, aber er hat gesehen, daß Allgemeinheiten meist auf Unverbindlichkeiten hinauslaufen.

Das grundsätzliche Problem, wie etwas allgemein und besonders zugleich sein könne, wie sich noch Lehren ziehen ließen auch aus dem individuellen Fall, hat Brecht auch noch in den folgenden Jahren immer wieder beschäftigt. Am Ende hat er so etwas wie einen Kompromiß für sinnvoll gehalten: die historischen Bedingungen sollten gewahrt bleiben, dennoch sollte es nicht bei der Singularität einer Figur bleiben. Es gibt verschiedene Aussagen Brechts hierzu, manche sind sogar mehrfach gemacht und deuten damit hin auf die Dringlichkeit, mit der er diesem Problem gerecht zu werden versuchte. Über das Unbestimmte seiner Antworten darf man sich keinen Zweifel lassen, freilich auch nicht über die Intensität seines Nachdenkens, mit der er dieses für ihn zentrale Problem in den 40er Jahren lösen wollte. Er schreibt etwa: "Wenn nun so die darzustellende Person, historisiert, als ein zeitbedingter, hiermit vorübergehender Charakter dargestellt wird, wenn sie, antwortend, nur eine unter mehreren Antworten, die mitschwingen sollen, erteilt, die anderen Antworten aber, die sie nicht erteilt, unter etwas anderen Umständen von ihr erteilt werden könnten: ist dann diese Figur nicht schlechthin jedermann? Je nach den Zeitläufen oder der Klassenzugehörigkeit antwortet hier jemand verschieden; lebte er zu anderer Zeit oder noch nicht so lang oder auf der Schattenseite des Lebens, so antwortete er unfehlbar anders, aber wieder ebenso bestimmt und wie jedermann antworten würde in dieser Lage zu dieser Zeit: ist da nicht zu fragen, ob es nicht noch weitere Unterschiede der Antwort gibt? Wo ist er selber, der Lebendige, der Unverwechselbare, der nämlich, der mit seinesgleichen (Leuten in gleicher Lage) nicht ganz gleich ist? Kein Zweifel, dieses Ego muß dargestellt werden". Jedermann soll sich auf der Bühne wiederfinden; aber das geht nur über die Individualität einer Person. Brecht hat im Grunde genommen aus diesem Zwiespalt nicht mehr recht herausgefunden. Er konnte weder das Individuum opfern noch die Gesellschaft, die Klasse, die soziale Schicht eliminieren, und so kam er sehr spät, etwa 1948, zu einer eigentümlichen Abbildtheorie, die darauf hinauslief, daß das theatralisch Dargestellte tatsächlich nur Spiegel eines historisch einmaligen Ereignisses sein dürfe; aber kein getreues Abbild, sondern ein solches, das ähnliche Aussagen, Gesten, Verhaltensweisen miteinbezüge. Dem Zuschauer war dabei der schwierige Part zugeteilt, dieses vielfältige Angebot, das im Einmaligen auf der Bühne zu sehen war, zu erkennen und zu deuten. Der Einzelne also sollte in seiner Bedingtheit gezeigt werden, diese Bedingtheit aber - und das ist der Punkt, wo Brechts Dramaturgie ins Utopische umschwenkt - sollte als eine zu überwindende dargestellt werden: das ist in etwa, auf einen Satz gebracht, das Fazit seiner dramaturgischen Theorie gegen Ende der 40er und zu Beginn

der 50er Jahre. Brechts Theatertheorie spitzt sich schließlich zu auf die These, daß das Theater etwas Einmaliges zeigen, aber gleichzeitig zumindest andeutend einen geschichtlichen Prozeß ahnen lassen müsse, der die Widersprüche des Daseins am Ende auflöst. Brechts Theater ist kein Theater gegenwärtiger (meist schlechter) Verhältnisse, sondern ein Theater, das nicht ohne zeitliche, vorausweisende Dimensionen auskommen will. Dieses Vorausweisende ist ein auf eine bessere Zukunft vorausweisendes Element, und wenn irgendwo, dann wird hier noch einmal deutlich, wie sehr Brecht Aufklärer gewesen ist - und wie sehr er, auch in seinen späten Tagen, noch einmal seinen Hegel gelesen hat.

Ob Brechts Idee, die Figur des Einzelnen diaphan werden zu lassen für andere Verhaltensweisen der gleichen Figur zu anderer Zeit, realisierbar ist, muß wohl dahingestellt bleiben. Peter Palitzsch, der vielleicht erste wirkliche Brecht-Schüler, hat sich vor einigen Jahren sehr optimistisch über die Verwirklichung der Brechtschen Theorie geäußert, wenn er meinte, daß die Vorschläge Brechts in seinen späten theoretischen Schriften bislang allenfalls ansatzweise in die Tat umgesetzt worden seien. Die Anwendung der Dialektik auf dem Theater, die Dissoziation von Schauspieler und Figur, das Rollenbewußtsein des Histrionen, das alles finde nicht statt - oder vielmehr: noch nicht statt. Ein Pessimist könnte meinen, es könne auch nicht stattfinden, weil die theoretische Überfrachtung hier zu groß sei, nicht mehr umgesetzt werden könne in die Darstellung einer Rolle. Es fragt sich wohl auch, wie weit diese Theorie völlig ablosbar ist von seiner marxistischen Grundüberzeugung, die im Kern optimistisch war. Auch das sind Schwierigkeiten mit dem Klassiker Brecht.

Aber schließlich: warum konnte es überhaupt zum Klassiker Brecht kommen? Wie konnte jemand zum Klassiker werden, der so radikal auf die Veränderung gesetzt hatte, der Herrn Keuner so fürchterlich erblassen ließ, als der hören mußte, daß er sich nicht verändert habe? Die Antwort auf die Frage, warum er zum Klassiker werden konnte mit allen Vor- und noch mehr Nachteilen, liegt nicht bei Brecht. Sie liegt in seiner Lebensgeschichte. Als Brecht 1933 emigrieren mußte, verlor er das, woran ihm so unabdingbar gelegen war, den Kontakt zur Wirklichkeit in Deutschland, zu seinem Publikum, und sein Unbehagen im Exil, mag es nun das dänische oder das amerikanische gewesen sein, ist wohl ein direkter Ausdruck dieses Wirklichkeitsverlustes, der ihn schlimmer getroffen hat als vermutlich die meisten anderen Emigranten. Als er Deutschland verließ, war er ein dramatischer Revolutionär, als er wiederkam, war er, ganz ohne sein Zutun, zum dramatischen Idol geworden, dem es in einem erstaunlichen Ausmaß an Wirklichkeitskon-

takt fehlte. Man kann nicht übersehen, daß der späte Brecht nur wenig in aktuelle Fragen seiner Tage eingegriffen hat, aber man kann sehr wohl erkennen, daß er mit aller Macht darum kämpfte, sein Theater am Schiffbauerdamm zu bekommen. Dorthin hat er sich, wie man nicht zuletzt seinem Band "Theaterarbeit" ansehen kann, geradezu zurückgezogen - wenn man so will, in ein zweites Exil. Dort hat er auch seine Theorie von der ständigen Veränderung, vom "Versuchen" und von den "Experimenten des Berliner Ensembles, von wem immer sie vorgenommen werden", festgehalten. Er hat selbst Mitglieder des Berliner Ensembles durch einen Aushang 1955 darauf aufmerksam gemacht. Aber seine Stücke hatten sich gewissermaßen verselbständigt, und als sich das Theater dieser Stücke in der Nachkriegszeit und in den 50er Jahren bemächtigte, waren es Stücke aus einer anderen Welt, aus einer anderen Zeit. Gastspielreisen auch ins westliche Ausland haben das Berliner En-

semble berühmt gemacht, aber eine lebendige Auseinandersetzung mit der Gegenwart war das wohl nicht mehr, die da geführt wurde, eher der Versuch, die ständige Veränderung als eine ständige Theaterveränderung zu leisten. So war er ungewollt, aber unabweislich zum Klassiker geworden, mit dem man, wie sich zeigte, seine Schwierigkeiten hatte. Es kann keine Frage sein, daß die Aktualisierungsbemühungen am Klassiker Brecht auch an dessen eigener Theorie zu scheitern drohen.

Aber das läßt sich vielleicht mit Brechtscher Dialektik auch anders betrachten. Kontinuitäten schaffen Zerstörung, hat Brecht einmal gesagt, und an sich müßte ihm daran gelegen gewesen sein, keine kontinuierliche Wirkung gehabt zu haben. Sieht man die Dinge so, sind die Schwierigkeiten mit dem Klassiker Brecht am Ende zwar Schwierigkeiten mit Brecht, aber im Sinne Brechts.

Hochschulnachrichten:

Neues Hochschulrahmengesetz

Ende des vergangenen Jahres wurde im Bundeskabinett der Entwurf eines "Dritten Gesetzes zur Änderung des Hochschulrahmengesetzes" verabschiedet, der nun im Bundestag beraten wird. Die nach Ansicht der Bundesregierung wesentlichsten Punkte gehen aus einer zusammenfassenden Pressemitteilung des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft hervor, die hier verkürzt wiedergegeben ist.

Zwei weitere Novellierungen zum Gesamtkonzept, die Änderung der Zulassung zum Studium der harten Numerus-Clausus-Fächer und die Zeitvertragsregelung für das wissenschaftliche Personal an Hochschulen sind bereits in parlamentarischer Bearbeitung.

1. Differenzierung der Hochschullandschaft

1. Der Gesetzentwurf geht von einem differenzierten Hochschulsystem aus, in dem die einzelnen Hochschularten ein eigenständiges Profil haben. Die Gesamthochschule als gesetzlich verbindliches Leitmodell wird aufgegeben (Änderung des § 1 und Streichung des § 5), bleibt aber als eigenständige Hochschulform im Wettbewerb neben anderen möglich.
2. Für die Fachhochschulen sind einige spezielle Vorschriften vorgesehen (§§ 45 Abs. 2). Dies gilt etwa für den anwendungsorientierten Quali-

fikationsweg des Fachhochschulprofessors und für die partielle Freistellung vom Hausberufungsverbot; wichtig in diesem Zusammenhang auch, daß den Fachhochschulen mehr Freiheit für Entwicklungsvorhaben im Rahmen der angewandten Forschung gegeben wird (§ 26).

2. Größere Verantwortung der Hochschule für die Lehre

1. Die Gestaltung der Studieninhalte soll im wesentlichen eine Aufgabe der Hochschule selbst sein. Der Staat soll nur für die Anerkennung der Examina, für die Mobilität in der Berufswelt aufgrund der Examina und für die Einhaltung gewisser Rahmenbedingungen sorgen. Hierzu reicht die staatliche Genehmigung der Prüfungsordnungen aus (§ 16), die Studienordnungen selbst aber sollen vom staatlichen Einfluß weitestgehend freibleiben (Vgl. § 11 Abs. 3).
2. Um die überregionale Koordination der Studienreform sicherzustellen, soll nach einer Übergangszeit eine neue Form gefunden werden: Eine Koordinationsebene, vor allem zwischen Ländern und Hochschulen, für die Prüfungsordnungen und eine Koordinationsebene für die Behandlung grundsätzlicher Fragen des Studiensystems. Hier sollen Bund und Länder gemeinsam mit Sachver-

ständigen der Hochschulen und der Berufspraxis zusammenarbeiten und sich hierbei möglichst bestehender Institutionen, etwa von Ausschüssen des Wissenschaftsrates, bedienen (vgl. § 9).

3. Den Hochschulen soll in Zukunft ermöglicht werden, besondere Studiengänge einzurichten, zu denen sie die Studienbewerber nach eigener Eignungsfeststellung zulassen (vgl. § 10 Abs. 6). Diese Regelung erlaubt Reformen verschiedenster Art, z.B. die Entwicklung neuer Studiengänge aus der Forschung heraus, die Kombination von bisher bestehenden Studiengängen, z.B. zwischen der Informatik und ihren Anwendungsbereichen, ebenso wie die Entwicklung von besonderen Studiengängen für wissenschaftlich besonders begabte Studenten. Mit dieser Regelung werden die bestehenden Studiengänge in keiner Weise in ihrer Leistungsfähigkeit begrenzt, vielmehr kann dies nur als zusätzliches Angebot der Hochschulen verstanden werden.
 4. Auch bei der Entwicklung von Aufbaustudien sollen die Hochschulen ein höheres Maß an Verantwortung erhalten; die bisherigen Ansätze für Aufbaustudien sollen weiterentwickelt und um andere Formen des Postgraduiertenstudiums ergänzt werden (vgl. § 10 Abs. 5).
 5. Darüber hinaus sollen auch innerhalb bestehender Studiengänge besondere Studienangebote für wissenschaftlich besonders befähigte Studenten gemacht werden können und Leistungen, die nach den Studienordnungen gefordert werden, begabten Studenten erlassen werden können (vgl. § 11 Abs. 1).
- 3. Steigerung der Leistungsfähigkeit der Hochschulforschung**

1. Das Gesetz wertet die Forschung aus Mitteln Dritter auf und erleichtert sie. Drittmittelforschung ist ein wichtiges Instrument, um die Leistungsfähigkeit der Hochschulforschung nutzbar zu machen. Drittmittelforschung lebt von dem Ansehen und der Leistungsfähigkeit der einzelnen Hochschullehrer. Ihre Vorstellungen müssen daher ebenso zur Geltung kommen, wie die derjenigen, die die Forschungskapazität der Hochschulen zur Lösung wissenschaftlicher Aufgaben nutzen wollen (vgl. § 25). Hervorzuheben ist, daß über Drittmittel finanziertes Personal in der Regel als Personal der Hochschulen eingestellt wird.
2. Der Förderung der Forschung dient auch die Regelung, daß Professoren für eine begrenzte Zeit ganz oder überwiegend in der Forschung tätig werden können (Vgl. § 43 Abs. 3).

4. Verbesserung der Personalstruktur

1. Die gegenwärtige Personalstruktur ist vor allem unter dem Gesichtspunkt kritisiert worden, daß sie einige Aufgaben in der Hochschule nicht ausreichend abdeckt und dem Nachwuchs keine hinreichende Chance gibt.

Deshalb werden die Funktionen des Oberassistenten, des Oberingenieurs und Hochschuldozenten neu geschaffen. Diese Positionen kommen auch der Forschung zugute; sie ermöglichen es, daß jüngere Wissenschaftler nach der Habilitation zeitlich begrenzt in der Hochschule verbleiben können, wenn sie nicht auf Professorenstellen berufen werden (vgl. §§ 48a - 48d).

2. Die Aufgabenstellung des wissenschaftlichen Assistenten wird neu definiert. Er hat wissenschaftliche Dienstleistung in Forschung und Lehre zu erbringen, die auch dem Erwerb einer weiteren wissenschaftlichen Qualifikation förderlich sind. Der Gesetzentwurf geht von der persönlichen Verantwortlichkeit des Hochschullehrers für den Assistenten aus, macht aber die Qualifikationsentscheidungen nicht von dem Votum des betreuenden Hochschullehrers abhängig, sondern legt sie in die Hand der Hochschule (vgl. §§ 47 f.).

5. Stärkung der Leitungsstrukturen

1. Die Profilierung der Hochschule in Forschung und Lehre vollzieht sich in den Fachbereichen und ihren Schwerpunkten. Die Mitwirkung der Fachbereichssprecher an den Entscheidungsprozessen der gesamten Hochschule ist daher unverzichtbar. Die von den Fachbereichsräten unter Teilnahme aller ihrer Mitgliedergruppen gewählten Dekane sollen in den Senaten neben den Vertretern der Gruppen Sitz und Stimme erhalten, soweit das Landesrecht nichts anderes vorschreibt. Das Prinzip der Gruppenvertretung bleibt erhalten, wird jedoch durch das Fachvertretungsprinzip ergänzt, wie es schon in mehreren Bundesländern geltendes Recht ist (vgl. § 38 Abs. 3).
2. Eine selbstverantwortliche Hochschule mit weitreichender Autonomie, wie sie das Gesetz ermöglicht, setzt eine handlungsfähige Hochschulleitung voraus. Deshalb ist eine Neuregelung des Wahlverfahrens der Hochschulleitung erforderlich. Es ist vorgesehen, daß die Wahlvorschlagsliste von dem vorschlagenden Gremium sowohl mit der Mehrheit der ihm angehörenden Professoren aufgestellt wird, und daß anschließend die Wahl ebenfalls die Mehrheit der Mitglieder des Wahlgremiums wie die Mehrheit der ihm ange-

hörenden Professoren erfordert. An der personellen Zusammensetzung des Wahlgremiums wird nichts geändert (vgl. §§ 62 Abs. 2, 63 Abs. 1).

3. Der Entwurf sieht vor, daß das Landesrecht nicht nur die Präsidialverfassung, die nach der

geltenden Gesetzesfassung den Regeltypus bildet, sondern auch die Rektoratsverfassung festlegen kann, und daß den wissenschaftlichen Hochschulen eine Option für die eine oder andere Leitungsstruktur eingeräumt wird (vgl. § 62 Abs. 1 und Abs. 7).

Übergabe des neuen Rektoratsgebäudes

In einer Feierstunde übergab Kultusminister Prof. Dr. Hans Maier am 7. November 1984 das neue Rektoratsgebäude an den Präsidenten der Universität, Prof. Dr. Josef Becker. Die aus diesem Anlaß vom Kanzler der Universität, Dr. Dieter Köhler, vor grossem Auditorium gehaltene Ansprache zur Entstehungsgeschichte des Neubaus ist im folgenden verkürzt wiedergegeben.

sterium die Universität auf, binnen drei Wochen Raumprogramme für eine Mensa, für ein Rechenzentrum, für die Zentralbibliothek und für eine zentrale Universitätsverwaltung vorzulegen. Mai 1971 - das war die Zeit der postnatalen Geburtswehen der Universität, die Zeit der hochschulpolitischen Diskussionen, die Zeit des Ringens um ein tragfähiges Reformkonzept für die Universität. Die Tage waren seinerzeit ausge-



Bild: Scheuermann/Hagg

Die erste Station des Planungsablaufes für das jetzige Rektoratsgebäude liegt inzwischen schon 13 Jahre zurück. Seinerzeit, im Mai 1971, forderte das Kultusmini-

sterium die Universität auf, binnen drei Wochen Raumprogramme für eine Mensa, für ein Rechenzentrum, für die Zentralbibliothek und für eine zentrale Universitätsverwaltung vorzulegen. Für ein Raumprogramm für ein zentrales Verwaltungsgebäude hatte niemand in der

Universität Zeit. Der hochverdiente Gründungspräsident Prof. Dr. Perridon hatte wahrhaftig anderes zu tun, als sich darum zu kümmern. In der Not half ein Kollege, nämlich Herr Dr. Curtius, der Kanzler der Universität Düsseldorf, der gerade eine ähnliche Planung abgeschlossen hatte. Mit seiner beratenden Unterstützung gelang es, innerhalb der vom Ministerium gesetzten Frist eine Raumprogrammsskizze für ein Zentrales Verwaltungsgebäude fertigzustellen. Diese Raumprogrammsskizze stellte den Anfang der Planung für dieses Gebäude dar. Sie war mit 4.800 qm Hauptnutzfläche zwar sehr großzügig geraten; in ihrem Kern aber hat sie den folgenden langwierigen Planungsprozeß überstanden und bildet die Basis der Bauausführung. Dieser "preußische" Beitrag zu unserem bayrisch-schwäbischen Rektoratsgebäude soll nicht vor-enthalten werden.

Wie zu erwarten war, verlief der weitere Planungsprozeß nach dem hektischen Beginn eher gemächlich. Das Raumprogramm wanderte zwischen München und Augsburg hin und her und schrumpfte dabei sichtbar. Auch andere Gebäudeplanungen für die Universität schrumpften oder fielen ganz weg, so das geplante Gebäude für das Sprachenzentrum, das Hochschuldidaktische Zentrum und das Zentrum für Studien- und Konfliktberatung und ein Gebäude für eine Technische Zentrale. Die Räume für das Sprachenzentrum, das Hochschuldidaktische Zentrum und das Zentrum für Studien- und Konfliktberatung wurden in die Planung für das Verwaltungsgebäude einbezogen, ebenso die Restposten einer Technischen Zentrale, nämlich eine Zentrale Leitwarte und die Betriebswerkstätten. Aus dem Verwaltungsgebäude wurde so im Verlaufe der weiteren Planung ein Zentralgebäude mit vielfältigen Funktionen. Schließlich wurden auch die Ausbauzahlen für die Universität Augsburg 1975/76 auf 8000 Studienplätze neu festgesetzt. Damit war aber der allgemeine Schrumpfprozeß beendet, und 1976 konnte der erste Planungsabschnitt auf neuer, gesicherter Grundlage abgeschlossen werden, und es konnte in einem 2. Planungsabschnitt die Detailplanung beginnen. In diesem 2. Planungsabschnitt hat sich der damalige Präsident der Universität, Prof. Dr. Knöpfle, besonders verdient gemacht. Bei einer wichtigen Sitzung der Interministeriellen Baukommission machte er deutlich, daß es sich bei dem Zentralgebäude nicht um einen reinen Zweckbau handeln könne; das Zentralgebäude müsse der Universität auch ein Gesicht geben. Prof. Dr. Knöpfle wagte es in diesem Zusammenhang, das Wort "Repräsentation" zu gebrauchen, Mitte der siebziger Jahre nicht gerade ein Modewort und im Zusammenhang mit einem Universitätsbau seinerzeit geradezu anstößig. Es war daher nicht verwunderlich, daß alle Sitzungsteilnehmer betreten schwiegen und der Vertreter des Finanzministeriums nur lapidar äußerte: "Dafür gibt es kein

Geld". Nun zeigt lange Erfahrung in dem notdürftigen Provisorium an der Memminger Straße, daß ein gewisses Maß an Repräsentation unerlässlich ist für die soziale Wirksamkeit der Universität. Die Universität ließ sich daher nicht abschrecken, das Ziel zu verfolgen, durch das Zentralgebäude der Universität ein Gesicht zu geben.

Ehe die Planung des Jahres 1976 in die Realität umgesetzt werden konnte, waren freilich noch zahlreiche und verschiedenartige Hürden zu überwinden. Hierbei hat sich der dritte Präsident der Universität, Prof. Dr. Meessen, zusammen mit dem Kuratorium der Universität große Verdienste erworben. Im Jahre 1979 beschloß der Bayerische Ministerrat angesichts der damaligen wirtschaftlichen Hochkonjunktur, zur Vermeidung von Überhitzungen der Baukonjunktur zu verstetigen, vulgo einen Baustopp. Unter den Baustopp fielen alle Hochschulbauten, die noch nicht begonnen waren, und dazu zählte auch dieses Gebäude. Prof. Dr. Meessen packte schon vor Übernahme seines Amtes das Problem an, und mit vereinten Kräften des Kultusministeriums, des Kuratoriums und der Universität gelang es, das Gebäude aus dem Baustopp freizukämpfen. Am 14. 5. 1980 zeigte das Universitätsbauamt den Baubeginn an.

Auch danach war der Baufortschritt nicht ungefährdet. Das Gebäude geriet in die Finanzmisere der Jahre 1981 und 1982, als sich der Bund aus der Hochschulbaufinanzierung weitgehend zurückzog. Die finanzielle Misere konnte allerdings den Baufortschritt nicht hemmen, sondern nur verlangsamten. Mit der Übernahme des Gebäudes durch die Universität am 27. Juli 1984 war die letzte Station einer langen Planungs- und Bauzeit erreicht.

Vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zweck, vor welchen Aufgaben Bauamt und Architekten standen. Sie standen einmal vor der Aufgabe, sehr unterschiedliche Funktionen in einer baulichen Einheit zusammenzufassen. Unterzubringen waren nicht nur die zentralen Organe der Universität, die Zentrale Universitätsverwaltung mit Studentenzentrale und Prüfungsamt, sondern auch das Sprachenzentrum mit Sprachlaboren, das Hochschuldidaktische Zentrum, das Zentrum für Studien- und Konfliktberatung, Personalrat und Studentenvertretung und nicht zuletzt der Technische Dienst mit Druckerei, Zentraler Leitwarte und Betriebswerkstätten. Das Gebäude mußte aber nicht nur diesen verschiedenen Funktionen gerecht werden, sondern es sollte der Universität auch die Möglichkeit zu einer unaufdringlichen Repräsentation geben. Weiter war das Gebäude in den städtebaulichen Zusammenhang der Universitätsstraße und des Universitätsplatzes einzubeziehen. Bei alledem war ein ziemlich enger finanzieller Rahmen einzuhalten.

Die Baukosten betragen 15,3 Mio. DM. Das ist eine ganze Menge Geld, aber in Beziehung gesetzt zur Hauptnutzfläche von 4.738 qm, zur Bruttogrundrißfläche von 9.793 qm und zum Bruttorauminhalt von 34.450 cbm sind die Kosten doch erträglich.

Das Rektoratsgebäude steht in Konkurrenz mit anderen Hochschulbauten, nicht nur in Augsburg, auch in Bayern und über die Grenzen Bayerns hinaus. Ich glaube, daß das Gebäude in dieser Konkurrenz nicht schlecht abschneidet. Es hat nichts an sich von der kleinkarierten Richtwertarchitektur und auch nichts von der klotzigen Maßlosigkeit in Beton, die anderswo Hochschulbauten so unwirtlich machen. Beton wurde auch hier verwendet, aber mit Geschick und ohne Aufdringlichkeit. So ist ein Gebäude entstanden, das vernünftiges, humanes Maß hat, das dabei funktionsgerecht ist, das nach außen wirkt durch eine gelungene farbliche Gestaltung und durch eine aufgelockerte Gliederung und das sich im Innern auszeichnet durch eine großzügige und abwechslungsreiche

Raumfolge und eine freundliche Atmosphäre, in der sich gut arbeiten läßt. Man mag das Ganze "postmodern" nennen; ich meine aber, daß die Formensprache dieses Gebäudes Elemente hat, die zeitlos sind. Dank dieser Qualitäten wird das Gebäude - so hoffe ich - auch vor dem kritischen Urteil der Zukunft bestehen können.

Hinterbracht von P.A.:

"Ach Gott", sagt ein Ordinarius der Katholischen Fakultät zu seinem Kollegen, "ich weiß gar nicht, ob ich mich nun auf den Rundgang zur Besichtigung des neuen Rektoratsgebäudes begeben soll."

Erwidert der Angesprochene: "Nicht immer Hirte sein, verehrter Herr Kollege, für einmal können Sie ruhig der Herde folgen."

Professor Dr. Joachim Herrmann neuer Vizepräsident

Die Versammlung der Universität Augsburg wählte am 12. Dezember 1984 Prof. Dr. Joachim Herrmann zum neuen Vizepräsidenten der Hochschule. Der Rechtswissenschaftler tritt die Nachfolge von Frau Prof. Ilse Lichtenstein-Rother, Lehrstuhl für Pädagogik mit Schwerpunkt Grundschuldidaktik, 1981 gewählt worden war, an. Professor Herrmann erhielt 25 Ja-Stimmen, 1 Nein-Stimme bei 4 Enthaltungen. Gemäß der im Juli 1983 verabschiedeten Grundordnung der Universität beträgt seine Amtszeit zwei Jahre.



Professor Herrmann wurde 1933 in Berlin geboren. Im Anschluß an ein Studium der Rechtswissenschaften und der Philosophie an den Universitäten in Heidelberg, Basel und Freiburg war Professor Herrmann Mitarbeiter in der von Prof. Dr. Gerhart Husserl geleiteten Arbeitsstätte für Fragen der Juristenausbildung. Er promovierte 1959 in Freiburg

und schloß seine anschließenden Studien an der Tulane University, School of Law, New Orleans, USA, 1960 mit dem Master of Common Law ab. Während der darauf folgenden zehn Jahre als Assistent am Max-Planck-Institut für Ausländisches und Internationales Strafrecht, Freiburg, legte er 1963 die zweite juristische Staatsprüfung ab und habilitierte sich 1970 in Freiburg mit der Habilitationsschrift zum Thema: Die Reform der deutschen Hauptverhandlung nach dem Vorbild des anglo-amerikanischen Strafverfahrens. Er war Universitätsdozent an der Universität Freiburg, bis er 1972 zum ordentlichen Professor für Strafrecht und Strafprozeßrecht an der Universität Augsburg ernannt wurde. Von 1976 bis 1978 war er Dekan der Juristischen Fakultät der Universität Augsburg. Zudem nahm er Gastprofessuren in USA, in Japan und Südafrika wahr. Seine Hauptarbeitsgebiete sind Rechtsvergleichung, insbesondere im Strafrecht und Strafprozeßrecht.

Professor Herrmann wird am 1. April 1985 sein Amt antreten und in seiner Eigenschaft als Vizepräsident auch die Ständige Kommission für Lehre und Studierende leiten.

I.M.

Neue Ehrensenatoren

Im Dezember 1984 verlieh Universitätspräsident, Prof. Dr. Josef Becker, den Ehrensenatorenstitel an Max Gutmann und Erwin Mair. Mit dieser Auszeichnung wurden die Verdienste der beiden um die Universität Augsburg gewürdigt. Die geehrten Geschäftsleute sind Gründer der "Augsburger Universitätsstiftung", die mit einem Startkapital von DM 115.000,- ausgestattet ist. Die Erträge der Stiftung sollen der Wissen-

Von links nach rechts:
Erwin Mair, Präsident Prof.
Dr. Josef Becker, Max
Gutmann

Bild: Scheuermann



schaft in Forschung, Lehre und Studium zugute kommen.

Im Rahmen der Titelverleihung hob Präsident Becker das langjährige Engagement der neuen Ehrensenatoren hervor. Max Gutmann hat zusammen mit seinen Datschiburger Kickers bereits im Jahre 1971 eine bedeutende Spende für den Universitätskindergarten aufgebracht. Später galt sein besonderes Interesse dem Universitätssport.

Der andere Mäzen, Erwin Mair, ist Eigentümer des Anwesens an der Memminger Straße, in dem ein Teil der Universität untergebracht ist. Durch diese Verbindung kam er der Universität Augsburg näher und entschloß sich, die Universität und Studierenden seiner Vaterstadt zu fördern. Er sei mehr für stilles Mäzenatentum, so Erwin Mair, trotzdem habe er sich entschlossen, die Ehrensenatorenwürde anzunehmen, denn "das Mäzenatentum braucht Öffentlichkeit, um Nachahmer zu finden". LM.

Stiftungen und Spenden

Anläßlich der feierlichen Übergabe des neuen Rektorsgebäudes am 7. November 1984 konnte Universi-

tätspräsident, Prof. Dr. Josef Becker, mehrere Stiftungen und Spenden bekanntgeben:

Einmal die Gründung der "Augsburger Universitätsstiftung", mit einem Startkapital von DM 115.000,-, gestiftet von Herrn Max Gutmann vom Augsburger Bekleidungshaus Gutmann, und Herrn Erwin Mair, Inhaber der Firma Südholztüren GmbH & Co. KG in München, sowie Eigentümer des Gebäudes, in dem die WISO-Fakultät untergebracht ist.

Des weiteren wurde der vor einigen Jahren von der Gesellschaft der Freunde der Universität gestiftete Universitätspreis ergänzt durch drei jährlich mit insgesamt DM 10.000,- zu vergebende gesamtuniversitäre Preise für hervorragende Arbeiten junger Nachwuchswissenschaftler. Stifter der gesamtuniversitären Preise sind der Inhaber der Buchhandlung Bücher Seitz, die Industrie- und Handelskammer für Augsburg und Schwaben und der Bezirkstag von Schwaben. Die Preise sind von der Buchhandlung Seitz für Studien aus dem Bereich der Geisteswissenschaften vorgesehen; die Industrie- und Handelskammer fördert damit Arbeiten aus dem Bereich der Wirtschaftswissenschaften; der Bezirk zeichnet hervorragende Arbeiten aus dem Bereich der schwäbischen Regionalforschung aus.

Der von der Diözese Augsburg gestiftete "Albertus-Magnus-Preis" für Dissertationen aus der Theologischen Fakultät wird im zweijährigen Turnus in Höhe

von DM 10.000,- vergeben.

Dazu kommen noch Spenden aus der Industrie:

- Anlässlich des 25 jährigen Bestehens des Siemens-Werkes für Systeme in Augsburg wurden dem Rechenzentrum der Universität technische Einrichtungen zum Anschluß an das "Deutsche Forschungsnetz" gespendet (Wert rund DM 300.000,-).
- Über die Spenden der Firmen NCR und Böwe wird an anderer Stelle in Unipress berichtet.

Eine weitere Spende kam aus dem Ausland und zwar von der Kanadischen Regierung in Höhe von DM 33.300,- für die Universitätsbibliothek Augsburg, um damit die Errichtung eines Kanada-Instituts weiter zu fördern, für das die Kanadische Regierung insgesamt bereits DM 250.000,- zugesagt hat. I.M.

Industrie unterstützt Universität

In Anwesenheit des Präsidenten der Universität, Prof. Dr. Josef Becker, überreichte Ian M. Angus als Vorsitzender der NCR-Geschäftsführung Anfang Dezember 1984 der Universität eine Sachspende im Wert von ca. DM 250.000,-.

Die Schenkung umfaßt insgesamt 21 NCR Personal-Computer vom Typ DM V, die an den entsprechenden Lehrstühlen der Wirtschaftswissenschaften sowie an den Lehrstühlen für Informatik eingesetzt werden sollen.

Die Universität kann dadurch die bislang bereits vorhandenen Ausbildungsmöglichkeiten erweitern und die Studenten auf den späteren praktischen Einsatz vorbereiten.

NCR-Geschäftsführer Ian M. Angus wies in einer kurzen Ansprache auf die bereits bestehenden Kontakte der Fa. NCR zur Universität Augsburg hin, wie z.B. gemeinsame Projekte und Kooperationen, beispielsweise auf dem Gebiet der Computergrafik, der "Local Area Networks" und der Entwicklung von Multi-media PC's. Insbesondere mit dem Fachbereich "Informatik" und mit der WISO-Fakultät seien neue Vorhaben in Angriff genommen worden. Diese Schenkung sei ein Höhepunkt in der Beziehung NCR - Universität Augsburg und soll diese enge Verbindung auch sichtbar machen, so Ian M. Angus.

Universitätspräsident Prof. Dr. Josef Becker nahm das großzügige Geschenk erfreut entgegen und äußerte sich anerkennend über die Kooperation von Universität und Industrie. Er sprach sich für "eine fruchtbare Zusammenarbeit zum wechselseitigen Nutzen" aus. Auf Universitäten in den USA hinweisend, be-

fürwortete Professor Becker ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Forschungsaufträgen der Industrie und der Freiheit der Wissenschaft.



v. l. n. r.: NCR-Geschäftsführer Ian M. Angus, Uni-
präsident Prof. Becker Foto: Schöllhorn

Peter Boden, Vorsitzender der BÖWE-Geschäftsleitung, übergab bereits im November 1984 im Beisein des Universitätspräsidenten Prof. Dr. Josef Becker an Herrn Prof. Dr. A. G. Coenberg, Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre der WISO-Fakultät, einen IBM-Computer, System BÖWE, einschließlich der erforderlichen Peripherie für seinen Lehrstuhl und vier weitere Systeme für die praktische Arbeit im Wert von ca. DM 70.000,-.

Mit der Übergabe der fünf Personalcomputer an die Universität Augsburg wolle BÖWE ein Zeichen für eine enge Zusammenarbeit setzen, so BÖWE-Geschäftsführer Peter Boden. "Praxis ist besser als Trockenübungen" meinte Professor Coenberg anschließend, als er die Geräte dankend in Empfang nahm, und wies auf die vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten, speziell in Übungen und Seminaren. I.M.



v. r. n. l.: Prof. A. Coenberg, Unipräsident Prof.
Becker, BÖWE-Geschäftsführer Peter Boden

Foto: Schöllhorn

Sitzung des Kuratoriums der Universität Augsburg

Das Kuratorium der Universität Augsburg tagte unter Vorsitz des Landtagsabgeordneten Otto Meyer am 3. Dezember 1984 im neuen Rektoratsgebäude.

Einstimmigkeit bestand in der Unterstützung des Versuchs, das Problem der Klinischen Akademie durch eine Zusammenarbeit mit den Kliniken der Universität München nach dem Heidelberg-Mannheimer-Modell zu lösen.

Mit Bedauern nahm das Kuratorium zur Kenntnis, daß bei den Etatberatungen für das Haushaltsjahr 1985/86 die Universität Augsburg erneut den alten Universitäten gleichgestellt und generell als "alte" Universität eingestuft wurde. Das Kuratorium macht nachdrücklich darauf aufmerksam, daß in der Naturwissenschaftlichen Fakultät die genehmigten Ausbauziele bei weitem noch nicht erreicht sind und auch in anderen Fakultäten die Empfehlungen des Strukturbeirats für den Ausbau der Universität Augsburg noch nicht voll realisiert wurden. Das Kuratorium erwartet, daß diese Sachlage bei der endgültigen Entscheidung über die Stellen- und Mittelvergabe berücksichtigt wird. I.M.

Gögginger Kurhaustheater – Ein musikalisches Zentrum?



Zuschauerraum 1886

Foto: Stadt Augsburg

Die Pläne der Universität Augsburg, das Gögginger Kurhaustheater nach dessen Restaurierung in Verbin-

dung mit einem universitären Zentrum für Kunst und Musik mitzubenutzen, waren Gegenstand eines Round-Table-Gesprächs am 26. Oktober 1984. Prof. Dr. Josef Becker, Präsident der Universität, hatte dazu eingeladen, um die bereits in Gang gesetzten Initiativen fortzuführen und zu koordinieren.

Nach einem Rundgang durch die versunkene Pracht des Kurhaustheaters setzten sich neben Repräsentanten der Universität unter anderem die Vertreter der Bayerischen Ministerien der Finanzen und des Innern sowie des Kultusministeriums, des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege, darunter Generalkonservator Prof. Dr. Petzet, und der Stadt Augsburg an einen Tisch.

Im Gespräch war deutlich, daß das Projekt für die Universität mehrere Vorteile bieten würde. So könnten die musisch ausgerichteten Fächer (Kunsterziehung, Musikerziehung und Musikwissenschaft) aus dem weit vom Universitätsgelände entfernt liegenden Gebäude an der Schillstraße in das erheblich näher gelegene und von der Universität leicht erreichbare Göggingen verlegt werden. Gerade die Atmosphäre dieses unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes könnte, so Professor Becker, diese gesamtuniversitäre Einrichtung zu einem kulturellen Mittelpunkt des Universitätslebens machen. Im Hochschulentwicklungsplan sei ohnehin seit langem vorgesehen, ein Musikalisches Zentrum mit gesamtuniversitären Einrichtungen zu erstellen. Nach Ansicht der Vertreter der Universität würde das Projekt "Gögginger Kurhaustheater" auch die Möglichkeit bieten, dieses in Deutschland einmalige historische Kunstwerk wieder mit Leben zu erfüllen und so Charme und Ästhetik eines vergangenen Jahrhunderts einer breiten, kunstinteressierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die Universität konnte erreichen, daß der entsprechende Bauantrag für das Musikische Zentrum in einer der nächsten Sitzungen der interministeriellen Baukommission behandelt wird. I.M.

„Augsburger Bibliotheksfriede“

Universitätskanzler, Bibliotheksfachleute, Ministerialbeamte und Oberster Rechnungshof - rund 30 an der Zahl - waren vom 22. bis 24. Oktober 1984 in Augsburg versammelt, um sich zu informieren und zu diskutieren über das "Bibliothekswesen der wissenschaftlichen Hochschulen". Zum zweiten Mal fand in Augsburg im Haus St. Ulrich ein Seminar im Rahmen eines

Fortbildungsprogramms für Angehörige des höheren Dienstes in der Wissenschaftsverwaltung statt, das seit 1977 mit Unterstützung des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft von einer Arbeitsgruppe von Hochschulkanzlern durchgeführt wird und jährlich etwa vier Veranstaltungen zu aktuellen Themen der Wissenschaftsadministration bietet. Das erste Augsburger Fortbildungsseminar im Jahre 1981 über das "weiterbildende Studium als neue Aufgabe der Hochschule" hatte Universitätskanzler und Wissenschaftsadministratoren angeregt, sich den rechtlichen, organisatorischen und ökonomischen Problemen des weiterbildenden Studiums zu öffnen - nicht ohne Erfolg, wie die Aufwärtsentwicklung des weiterbildenden Studiums zeigt.

Was aber geht Hochschulkanzler und Wissenschaftsadministratoren das Bibliothekswesen der wissenschaftlichen Hochschulen an? Liegt es nicht bei den Fachleuten des Bibliothekswesens in besten Händen? Ist nicht die Universitätsbibliothek überall eine Einrichtung, die dank qualifizierter Leitung, sachkundigen, hierfür ausgebildeten Personals, moderner Technik und effizienter Organisation gewissermaßen von selbst läuft? Das sind berechnete Fragen, die wohl nur in Ausnahmefällen nicht zu bejahen sind. Deshalb lassen sich Bibliotheksangelegenheiten von der Verwaltung im Normalfall routinemäßig erledigen. Es gibt aber, wie überall, auch im Bibliotheksbereich Krisensituationen - so in der Haushaltsmisere der Jahre 1981/82, als auch die Bibliotheksmittel drastisch gekürzt wurden und die Literaturversorgung vielfach ernsthaft gefährdet war. In dieser Situation ist der Kanzler als Haushaltsbeauftragter gefordert; ihm wird seine Aufgabe der finanziellen Mitsorge um den Bibliothekshaushalt deutlich. Auch andere Situationen können der Verwaltung zu schaffen machen, so Konflikte mit den Bibliotheksnutzern, so Konkurrenz bei Beförderungen und anderen Personalangelegenheiten. Es gibt genügend Gründe für den Wissenschaftsadministrator, sich mit dem Bibliothekswesen näher zu befassen und sich ein gewisses bibliothekarisches Grundwissen anzueignen.

Bei diesem Ausgangspunkt setzte die Konzeption des Fortbildungsseminars an. Das Seminar, das gemeinsam von dem Direktor der Universitätsbibliothek Freiburg, Prof. Dr. Kehr, und dem Unterzeichnenden vorbereitet und betreut wurde, sollte primär der Wissens- und Informationsvermittlung dienen. Deswegen referierten in erster Linie qualifizierte Fachleute des Bibliothekswesens, vor allem Direktoren von Universitätsbibliotheken. Obwohl das Seminar somit weniger als Forum konzipiert war, in dem unterschiedliche Positionen, z.B. in Podiumsdiskussionen, ausgetauscht werden, entwickelten sich sehr lebhaft Debatten. Es erwies sich, daß die Referenten nicht nur

sachkundig vortrugen, sondern auch engagiert bestimmte Positionen vertraten. So standen sich, vor allem in organisatorischen Fragen, "Zentralisten", "gemäßigte Zentralisten", "Föderalisten" und "Pragmatiker" gegenüber. Die "Zentralisten" fordern eine zentral organisierte Bibliothekseinheit ohne Untergliederung, wie sie beispielsweise an der Universität Konstanz verwirklicht ist. Die "gemäßigten Zentralisten" befürworten eine Zentralbibliothek mit organisatorisch unselbständigen Teilbibliotheken bei den Fakultäten wie an den bayerischen Neugründungen; die "Föderalisten" eine selbständige Literaturversorgung der Fakultäten und Institute neben einer relativ bescheidenen Zentralbibliothek. Die "Pragmatiker" bevorzugen lokale Lösungen und Weiterentwicklungen auf der Grundlage vorhandener Strukturen. Den Überblick über die Organisationsvielfalt der deutschen Bibliothekslandschaft vermittelten vor allem die Referate der Bibliotheksdirektoren Dr. Landwehrmeyer/Tübingen, Dr. Stoltzenburg/Konstanz und Dr. Leskien/München. Die kontroverse Diskussion der verschiedenen Organisationsformen, ihrer Vorzüge und ihrer Schwächen wurde auch von einer starken Schweizer Teilnehmergruppe verfolgt, die, bewährter Neutralität getreu, niemandes Partei ergriff, sondern am Schlußtag des Seminars einen "Augsburger Bibliotheksfrieden" vorschlug mit folgenden von Prof. Dr. Kehr formulierten "three essentials" für die Mindestanforderungen einer effizienten Bibliotheksorganisation:

1. Alle Buchbestände in einer Universität müssen einheitlich katalogisiert und zentral nachgewiesen werden.
2. Kleinbibliotheken müssen aufgelöst werden.
3. Unnötige Mehrfachbeschaffungen müssen vermieden werden.

Neben den organisatorischen Problemen kamen auch die rechtlichen und ökonomischen Aspekte des Bibliothekswesens nicht zu kurz. Über die rechtlichen Grundlagen referierte Universitätskanzler Dr. Cremers/Saarbrücken, aus dessen Beitrag freilich deutlich wurde, daß rechtliche Vorgaben wenig wirksam sind, um das Bibliothekswesen zu steuern.

Dafür ist der "goldene Zügel" besser geeignet, wie die Referate zu den ökonomischen Aspekten (Generaldirektor Dr. Dressler/München "Die Planung des Mittelbedarfs der Universitätsbibliotheken", Universitätskanzler Dr. Ewald/Marburg "Die Aufteilung der Bibliotheksmittel innerhalb der Universität" und Dr. Dörpinghaus/Freiburg "Aktuelle Probleme der Beschaffung und Mittelbewirtschaftung") bestätigten. Bibliotheksdirektor Dr. Frankenberger/Augsburg demonstrierte den Teilnehmern "den Weg des Buches zum Benutzer" realitätsnah am Neubau der Augs-

burger Universitätsbibliothek; Prof. Dr. Kehr/Freiburg ließ es sich nicht nehmen, trotz der Last der Mitbetreuung des Seminars über die "außeruniversitären Funktionen der Universitätsbibliothek" zu sprechen.

Einen Ausblick in die Zukunft der wissenschaftlichen Bibliothek gab schließlich Prof. Dr. Fabian, Professor für Englische Philologie an der Universität Münster, der durch seine Studie "Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung" hervorgetreten ist. Sein glänzend vorgetragenes Fazit ist, daß die wissenschaftliche Bibliothek für die Geisteswissenschaften, insbesondere für die geisteswissenschaftliche Forschung unentbehrlich ist, daß es hier keine Alternative zum Buch gibt. Anders dagegen in der Medizin, den Naturwissenschaften und der Technik. In diesen Fächern ist in der Zukunft ein System der elektronischen Textvermittlung neben oder sogar anstelle der herkömmlichen Literaturversorgung möglich. In diesen Fächern ist es sogar denkbar, daß auf Veröffentlichungen zugunsten papierloser Speicherung verzichtet wird. In den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften werden nach Fabian Buch und elektronische Textvermittlung nebeneinander bestehen. Ein allgemeines Ende des "Gutenberg-Zeitalters" - wie Karl Steinbuch kürzlich formulierte - ist jedenfalls nicht zu erwarten. Die Zukunft gehört vielmehr einem dualen System von Buch und papierloser elektronischer Textvermittlung.

Dr. Dieter Köhler

Kooperation mit Avignon

Der Präsident der Universität Augsburg, Prof. Dr. Josef Becker, und Prof. Dr. Henning Krauß, Lehrstuhl für romanische Literaturwissenschaft, erwiderten in der Stadt Avignon den Besuch einer Delegation der Universität Avignon, um die Modalitäten künftiger Kooperationen zu erörtern. Die Universität Avignon, historisch wesentlich älter, aber etwas kleiner als die hiesige alma mater, ist nach Aussage ihres Präsidenten, Prof. Guy Cheymol, zunächst vor allem an Kontakten in den Bereichen Deutsch als Fremdsprache und Romanistik interessiert. Professor Krauß, der einen Vortrag über das Problem der Gewalt bei Sartre und Camus hielt, vereinbarte mit seinem vor kurzem von der Académie Française preisgekrönten Avignoneser Kollegen Prof. Le Révérend als erstes gemeinsames Seminarthema die Geschichte des französischen Romans seit 1920. Die Vorbereitungen dazu laufen getrennt, die Ergebnisse sollen dann gemeinsam in Avignon oder Augsburg diskutiert werden. Die Erfahrungen dieses Pilotprojekts, bei dessen Finanzierung man auf die Unterstützung des Deutsch-Französischen Jugendwerkes hofft, sollen für weitere gemeinsame Unternehmungen nutzbar gemacht werden.

I.M.

Aus den Fakultäten:

Hoher amerikanischer Richter – Ehrendoktor der Juristischen Fakultät

Der Präsident des Bundesberufungsgerichts für den Dritten Gerichtsbezirk der USA, Ruggero J. Aldisert, wurde nach Bundesverfassungsrichter Engelbert Niebler zweiter Ehrendoktor der Juristischen Fakultät der Universität Augsburg. In Anwesenheit des amerikanischen Generalkonsuls in München, James C. Nelson, verlieh der Dekan der Juristischen Fakultät, Prof. Dr. Hinrich Rüping, in einer öffentlichen Feierstunde am 7. November 1984 im Universitätsneubau den Titel eines "Dr. iur. h.c.". Im Rahmen dieser Feierstunde referierte Aldisert mit Verve und Brillanz in englischer Sprache über die Grenzen richterlicher Rechtsfortbildung in Amerika. Die Laudatio auf Aldisert hielt der frühere Universitätspräsident und Verfassungs- und Völkerrechtler, Prof. Dr. Karl Matthias Meessen. Als Ehrengäste waren u.a. Prof. Dr. Walter

Odersky, Präsident des Bayerischen Obersten Landesgerichts, sowie Dr. Ernst Karl Pakuscher, Präsident des Bundespatentgerichts, zu begrüßen.

Aldisert ist nicht nur Präsident des Bundesberufungsgerichts mit Sitz in Philadelphia, sondern im Nebentamt Professor an der Universität Pittsburgh, mit der die Universität Augsburg in einer regen Partnerschaftsbeziehung steht. Als Mitglied des Verwaltungsrats der Universität Pittsburgh hatte Aldisert im Jahre 1980 mit dem damaligen Universitätspräsidenten Meessen das Partnerschaftsabkommen zwischen beiden Universitäten unterzeichnet. Aldisert war damals als Gastprofessor an der Juristischen Fakultät der Universität Augsburg tätig und hielt gemeinsam mit Professor Meessen Vorlesungen über amerikanisches

Verfassungsrecht und Kartellrecht. Das Partnerschaftsabkommen hat inzwischen zu einem steten Austausch von Professoren, Assistenten und Studenten geführt. Jährlich findet mindestens ein Augsburg - Pittsburgh - Seminar abwechselnd in Augsburg und Pittsburgh statt.

In der Wissenschaft ist Aldisert als Autor eines rechtsphilosophischen Grundsatzwertes und vieler Abhandlungen über rechtsphilosophische und prozeßrechtliche Fragen in Fachzeitschriften hervorgetreten. Vor seiner Ernennung zum Präsidenten des Bundesberufungsgerichts im Ju-



Ruggero J. Aldisert

Bild: Scheuermann/Hagg

ni 1984 war Aldisert nach langjähriger Anwaltstätigkeit einer der Richter dieses Gerichts, das für die 20 Millionen Einwohner der Bundesstaaten Pennsylvania, New Jersey und Delaware wegen der Überlastung der acht Richter des Supreme Court der USA praktisch letzte Instanz ist. Außerdem leitete er die Fortbildung sämtlicher Bundesrichter innerhalb der Vereinigten Staaten und war Vorsitzender einer Kommission zur Reform des Konkursrechts.

Als Gastprofessor war Aldisert nicht nur an der Universität Augsburg, sondern auch an anderen Universitäten innerhalb und außerhalb der Vereinigten Staaten, so unter anderem an der Universität Rom, tätig gewesen. Auf Vortragsreisen durch Deutschland, Italien, Polen und andere europäische Länder informierte er sich über Besonderheiten des jeweiligen Rechtssystems und verwertete diese Informationen in rechtsvergleichenden und rechtsphilosophischen Beiträgen.

Forschungsforum 1984

Bereits zum dritten Mal fand am 5. Dezember 1984 das im jährlichen Turnus veranstaltete Forschungsforum statt. Im Rahmen dieser gesamtuniversitären Veranstaltung, die den ganzen Tag über dauerte, stellten die sechs Fakultäten einige ihrer derzeit laufenden Forschungsprojekte vor. Nicht nur der versierte Spezialist, sondern gerade der interessierte Laie waren angesprochen.

"Geschichte der Konzilien", so lautet der Titel des Forschungsprojekts der Katholisch-Theologischen Fakultät, das von den Professoren Prof. Dr. W. Brandmüller, Prof. Dr. H. Immenkötter und Prof. Dr. H. J. Vogt (Universität Tübingen) vorgestellt wurde. Dieses Standardwerk der Konziliengeschichte ist auf 25 Bände konzipiert, von denen inzwischen sechs

Bände erschienen sind; drei weitere befinden sich im Druck. Begleitet wird dieses Werk von der Zeitschrift *Annuaire Historiae Conciliorum*, eine internationale Zeitschrift der Konziliengeschichtsforschung, deren Mitherausgeber Professor Brandmüller von der Universität Augsburg ist. Seit der Begründung der Zeitschrift im Jahre 1969 haben über 150 Autoren aus 13 verschiedenen Ländern ihre Forschungsergebnisse in diesem auf ausschließlich konziliengeschichtliche Forschung ausgerichteten, wissenschaftlichen Organ veröffentlicht.

Die WISO-Fakultät war mit dem Forschungsprojekt "Strukturanalyse - theoretische Fundierung, methodische Aspekte und wirtschaftspolitische Relevanz" (Prof. Dr. H. Lampert, Prof. Dr. R. Blum, Prof. Dr.

B. Gahlen, Prof. Dr. H. Hanusch, Prof. Dr. M. Pfaff) vertreten. Wirtschaftliche Entwicklung ist untrennbar mit Änderungen wirtschaftlicher und sozialer Strukturen verbunden. Strukturelle Umbrüche, ausgelöst zum Beispiel durch extreme Erhöhungen der Energiepreise, revolutionäre Änderungen der Produktions- und Kommunikationstechnologie haben Auswirkungen im gesamten Bereich der Wirtschaft. Das von der DFG bis Mitte 1986 geförderte Forschungsvorhaben der Universität Augsburg befaßt sich mit generellen Problemen der Strukturanalyse. Die Palette der Fragestellungen dieser DFG-Forschergruppe reicht von Ursachenanalyse, über Herausarbeitung struktureller Entwicklungslinien, Folgen des Strukturwandels für die Arbeitsmärkte bis hin zur Untersuchung der Abhängigkeit von Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsstruktur.

Genauso aktuell zeigte sich die Juristische Fakultät mit ihrem Forschungsprojekt "Französisches Zivilrecht" unter der Leitung von Prof. Dr. J. H. Sonnenberger. Im wesentlichen handelt es sich dabei um die Neubearbeitung des von em. Prof. Dr. Dr. h.c. M. Ferid (München) verfaßten Handbuches "Das französische Zivilrecht". Eine grundlegende Überarbeitung dieser ersten umfassenden deutschen Darstellung des französischen Zivilrechts (von der Materie in etwa unserem BGB entsprechend) im 20. Jahrhundert war notwendig geworden, da weite Teile des französischen Zivilrechts seit Erscheinen dieses Werkes reformiert worden waren.

Die Philosophische Fakultät I präsentierte sich mit Berichten aus der Forschungsstelle für pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie, insbesondere der Krisenbewältigung im Lebenslauf. Von der Zuwendung zum wirklichen Leben, Erleben und Zusammenleben der Menschen ist die Arbeit der Entwicklungspsychologen geprägt. Sie beziehen sich auf Alltagserscheinungen, orientieren sich an Personen und deren Lebensläufen. Ihr Ziel ist es vor allem, individuelle Unterschiede in der Auseinandersetzung mit entwicklungsbedeutsamen Einschnitten, Übergängen und Veränderungen im Lebenslauf zu erfassen und zu erklären. Daß sich Prof. Dr. D. Ulich und seine Mitarbeiter zwangsläufig mehr mit dem Unglück als mit dem Glück, mehr mit Mängeln, Schaden und Verlust beschäftigen müssen, nehmen sie als notwendiges Übel in Kauf. Das Augsburger Projekt bezieht sich vor allem auf Problembereiche im Erwachsenenalter.

Die Oettingen-Wallerstein'sche Bibliothek ist Gegenstand von Untersuchungen der Philosophischen Fakultät II. Der Fundus dieser Bibliothek ist ungeheuer groß und daher idealer Nährboden für Forschungsvorhaben mit unterschiedlichsten Themenbereichen. Prof. Dr. H. Koopmann zeigte anhand der deutschen

Literatur zwischen 1740 und 1790 den Verlauf der Entwicklung einer bürgerlichen "Ordnung" im 18. Jahrhundert. Gerade das Drama dieser Zeit spiegelt die Erschütterung des anfänglich gewachsenen bürgerlichen Selbstbewußtseins durch tatsächliche Übergriffe des Adels wider, weist aber auch auf ethische Erstarrungsprozesse hin. Systemstabilisierend wirkten hingegen Schauspiel und Lustspiel (und nicht die Tragödie). Sie prägten die Familienideologie, die dann bis tief ins 19. Jahrhundert hineinreichte.

Die Bandbreite der weiteren Forschungen aus den Beständen der Harburg-Bibliothek führt von politischer Ideengeschichte des 17. Jahrhunderts (Dr. Weber), über die Frage was in schwäbischer Klosterkultur zur bayerischen Landesgeschichte zu erfahren ist (Prof. Fried), bis hin zur Auswertung der Amerikaliteratur aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, um zu erfahren, welches Bild in den schwäbischen Köpfen der damaligen Zeit von Amerika herumsprukete (Prof. Brandstätter).

Ein weiteres Projekt der Philosophischen Fakultät II war mit einer Untersuchung zur Elisabethanischen Lexikographie von Prof. Dr. J. Schäfer vertreten. "Elisabethanisch" heißt in diesem Fall das 16. Jahrhundert. Das Englisch dieser Zeit wurde damals durch eine riesige Zahl von Neuprägungen und Lehnwörtern aus dem Lateinischen angereichert. Wer Latein nicht verstand, mußte damals in den sogenannten "hard word dictionaries" nachschlagen. Dem Ursprung dieser "hard word dictionaries" geht Professor Schäfer nach, unter Einsatz moderner Technologie.

Nicht England, sondern Schwaben ist Gegenstand der Untersuchungen von Prof. Dr. P. Fried und Prof. Dr. K. Filser mit ihrem Beitrag "Schwäbische Geschichtsforschung an der Universität Augsburg". Zwei Forschungsprojekte werden zu diesem Themenkreis durchgeführt: Quellen zur Geschichte Bayerisch-Schwabens mit dem Ziel, historisches Material didaktisch so aufzubereiten, daß es für einen geschichtlichen Arbeitsunterricht geeignet ist. Dazu ist bisher bereits ein Quellenheft zur Geschichte Augsburgs im Dritten Reich erschienen; Hakenkreuz und Zirkel (1983). In Vorbereitung befinden sich zwei weitere Themenkomplexe: Industrialisierung und Reformation in Bayerisch-Schwaben. Das zweite Projekt der schwäbischen Geschichtsforschung befaßt sich mit der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Lechflößerei. Ziel ist hier die Aufbereitung des Materials für eine historische Ausstellung.

Aus dem Bereich der Naturwissenschaftlichen Fakultät (Prof. Dr. Otto Opitz) kommt das Forschungsprojekt "Wirtschaftsmathematik" mit einer Untersuchung zur Analyse qualitativer Daten. Dahinter verbergen sich Fragestellungen zur Marktsegmentierung bzw. zur Konkurrenzanalyse. Unterschiedliches

Informationsniveau soll in diesen Bereichen durch Methoden der Optimierungsberechnung ausgeglichen werden können. Grundsätzliche Berechnungsmethoden bei Entscheidungen über bestmögliche Unternehmensführung, z.B. Produktionsplanung, Lagerhaltung etc., aber auch im naturwissenschaftlichen Bereich, z.B. Gestaltung von Computer-Betriebssystemen, wurden von Prof. Dr. Karl-Heinz Borgwardt näher überprüft.

Zuletzt noch der Beitrag der Geographen: "Regionalforschung in Schwaben" unter Leitung von Prof. Dr. F. Schaffer. Auch hier laufen einzelne Teilprojekte, wie zum Beispiel "Stadtatlas Augsburg" oder "Industrie- und Wirtschaftsförderung im ländlichen Raum". Eine Untersuchung gilt den Ausländern in der Großstadt. Die Gestaltung des Zusammenlebens mit Ausländern gehört zu einem sehr wichtigen Aufgabenbereich der Kommunalpolitik. Die Konzepte hierzu bewegen sich zwischen vollständiger Anpassung einerseits und Beibehaltung der eigenen Kultur andererseits. Anhand von empirischen Ergebnissen der Situation in Augsburg und theoretischen Überlegungen kann die Grundorientierung künftiger Ausländerpolitik diskutiert werden. Für die Vorgehensweise in der Stadt Augsburg werden Möglichkeiten der kommunalen Integrationspolitik aufgezeigt.



v. l. n. r.: IHK-Präsident Haibel, Margot Lehner, ehem. Uni-Präsident Knöpfle

Den Abschluß des Forschungsforums bildete eine lebhafte Podiumsdiskussion mit dem Präsidenten der Industrie- und Handelskammer für Augsburg und Schwaben, Herrn Hans Haibel, unter der Moderation von Dr. Margot Lehner, Bayerischer Rundfunk, zum Thema "Was erwartet sich die Wirtschaft von der Universität und der Universitätsbildung". I.M.

„Zeitkritik nach Heidegger“

Internationale Tagung in Augsburg

Beim Tode Martin Heideggers im Mai 1976 widmete ihm die französische Tageszeitung *Le Monde* die Titelseite mit der Überschrift: "Der Philosoph des 20. Jahrhunderts". In Deutschland indessen ist man dabei, Heideggers Verhältnis zum Nationalsozialismus in allen Spuren zu verfolgen, um über Heidegger endlich Klarheit zu bekommen. Man sieht ihn im Vexierbild eines vielleicht großen Philosophen, aber jedenfalls kleinen Menschen, eines Deutschen in schwerer Zeit zumal, in der er versagt hat. Gleichwohl könnte man bei Fachleuten, und das heißt auch in der Universitätsphilosophie, endlich darauf kommen, daß zumindest seit Hegel die Philosophie von daher zu verstehen ist, daß sie die Zeit in Gedanken erfaßt. Mit Heidegger ist Philosophie wie nie zuvor Zeit-Philosophie geworden. Dies demonstriert sein Hauptwerk "Sein und Zeit". Das in der bisherigen Philosophie als ewig gedachte Sein wird dem Zeitmaß selbst unterworfen und geschichtlich gedacht. Das Sein unterliegt in diesem Sinne der Zeitkritik. Mit Heidegger ist Philosophie Zeitkritik geworden.

Damit wäre der Philosoph wirklich der Denker der Zeit und des Zeitalters, der sich deren Problemen stellt und sich in sie verstrickt. Wenn dies bedacht wird, so besteht noch ein ganz anderer Zusammenhang zwischen Heideggers Philosophie und seinem politischen Verhalten, dann liegt das Verhältnis tiefer, kann aber nicht allein zur Anklage gegen ihn ausgenützt werden. Wenn der durchschnittliche Mensch den Zeitläuften verfällt, darf man nicht einfach erwarten, daß der Philosoph ohne Makel bleibt. Heidegger ist den durchschnittlichen Weg des Zeitgenossen gegangen, um aber aus der Irre der Holzwege (so auch ein Buchtitel) philosophisch einen Durchgang zu bahnen, wie er in seinem Spätwerk bezeugt.

Weltweit von Einfluß wie kaum ein deutscher Philosoph (Wittgenstein hat die analytische Philosophie und das heißt die angelsächsische Welt beeinflusst) bleibt Heidegger in Deutschland wesentlich den Heideggerianern und wird nicht einmal von Universitätsphilosophen gelesen, obwohl Kritiker aus dem Lager des kritischen Rationalismus inzwischen zugeben, daß er in den zwanziger wie auch noch dreißiger Jahren Vorlesungen gehalten hat, wie sie in deutscher Sprache nicht vorliegen, wie jetzt die schnelle Folge herausgegebener Vorlesungen beweist.

Die in Augsburg veranstaltete Tagung führte 35 Philosophen der älteren, mittleren, aber besonders jüngeren Generation zusammen, um die Zeitkritik

laut und seit Heidegger zu behandeln. Es wurden fast ausschließlich kritische Darstellungen zu Heidegger vorgetragen, wie die von *Sebba* (USA), der Heideggers Zeitkritik im Kern auf jene von Nietzsche zurückführte, oder *Aubenque* (Frankreich) und *Volpi* (Italien), welche Heideggersche Gedanken aus dem Maßstab klassischer Philosophie kritisierten. *Takeichi* (Japan) zeigt, daß der schwierige Brückenschlag zwischen westlicher und östlicher Kultur gerade via Heidegger möglich ist. Im Rückblick auf Heidegger aus der Perspektive des heutigen Standes der wissenschaftstheoretischen Diskussion, der neuesten post-strukturalistischen Bemühungen in Frankreich, sowie neuerer Entwicklungen der Psychoanalyse zeigte sich eindringlich - bei aller Detailkritik die ungebrochene Aktualität des Heideggerschen Denkens. Zehn (hauptsächlich ausländische) Beiträge erscheinen im Philosophischen Jahrbuch (Mitherausgeber Alois Halder und Arno Baruzzi, Augsburg), vier Beiträge (darunter drei aus dem Deutschen übersetzte) in der japanischen Zeitschrift *Shiso* (Geist), welche eine interdisziplinäre wissenschaftliche Zeitschrift mit der Auflage von 40.000 ist.

Diese Tagung wurde gefördert vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Essen). Arno Baruzzi

Symposium

Soziologie und Ethnologie

Aus Anlaß des 80. Geburtstages seines ehemaligen Lehrers an der Universität Heidelberg, des emeritierten Professors für Soziologie und Ethnologie Wilhelm Emil Mühlmann, hatte Prof. Dr. Horst Reimann vom Lehrstuhl für Soziologie und Kommunikationswissenschaft an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg zu einem zweitägigen Symposium nach Augsburg geladen. So fanden sich am Freitag, den 7. Dezember 1984, rund 80 Gäste - Wissenschaftler unterschiedlicher Couleur, auch Freunde und Bekannte des Geehrten und des Gastgebers - in den Räumen der Neuen Universität ein, wo zum Thema "Soziologie und Ethnologie - Zur Interaktion zwischen zwei Disziplinen" ein umfangreiches Programm an Vorträgen sie erwartete.

Dabei wies der Gastgeber, Professor Reimann, in seiner einführenden Rede, in der er sein Auditorium mit Leben und Wirken des Ehrengastes bekannt machte, darauf hin, daß alle, die - als Referenten und Diskutanten - während des Symposiums zu Wort kommen sollten, im Laufe ihrer akademischen Ausbildung für

eine mehr oder weniger lange Zeit Schüler W.E. Mühlmanns gewesen waren.

Sein beruflicher Werdegang hatte Mühlmann über Breslau und Berlin erst an die Universität Mainz geführt, wo er zunächst als Professor für Soziologie und Völkerpsychologie, dann von 1957 - 1960 als Ordinarius für Ethnologie und Soziologie gewirkt hatte, und schließlich an die Universität Heidelberg, wo Mühlmann von 1960 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1970 Ordinarius für Soziologie und Ethnologie gewesen war und wo er (im Jahr 1960) das erste und einzig gebliebene deutsche Institut für Soziologie und Ethnologie gegründet hatte, in welches auch eine 1964 institutionalisierte Abteilung für Kommunikationsforschung integriert worden ist. Daß die Verbindungen des Gastgebers Reimann mit dem Jubilar im übrigen aus eben jener Zeit in Heidelberg resultieren, ist demjenigen nicht unbekannt, der weiß, daß die "erste" Generation der Mitarbeiter am hiesigen Lehrstuhl für Soziologie und Kommunikationswissenschaft, für die - neben Reimann und Kiefer - Namen wie Giesen, Goetze, Mühlfeld, Münch und Schmid stehen, seinerzeit von Heidelberg an die neu gegründete Augsburger Universität gekommen waren. An jenem Heidelberger Institut (für Soziologie und Ethnologie) waren alle Referenten und Diskutanten, zu denen auch die erwähnten ehemaligen "Augsburger" zählten, in irgendeiner Form als Wissenschaftler, als Hilfskräfte, Assistenten, Dozenten, tätig gewesen. So hatte Mühlmann die Strapazen der Reise nach Augsburg sicher nicht zuletzt deshalb auf sich genommen, um seine ehemaligen Schüler und Mitarbeiter, seine, "im wissenschaftlichen Sinne, Söhne und Töchter" (so Reimann) wiederzusehen.

Dabei mag sich für das wissenschaftliche Erbe dieser Nachkommen, die durchaus einer "Heidelberger Schule" zugerechnet werden dürfen, nicht nur die Weite und Lebendigkeit des geistigen Schaffens Mühlmanns - dokumentiert durch Arbeiten zu Problemen der Humangenetik, Sozialbiologie, Religionssoziologie, Sozialpsychologie und politischen Soziologie - günstig ausgewirkt haben, sondern vielmehr auch die von Mühlmann - durch die von ihm forcierte Berufung von Ernst Topitsch an das Heidelberger Institut - provozierte Auseinandersetzung zwischen der von Mühlmann vertretenen, an Edmund Husserl, Alfred Schütz und Max Weber orientierten phänomenologischen Ausrichtung einer "verstehenden" Soziologie und der von Topitsch repräsentierten analytischen Wissenschaftstheorie.

Die, auch die Thematik des Symposiums bestimmende, Grundidee der wissenschaftlichen Arbeit Mühlmanns einer engen wechselseitigen Beziehung, Ergänzung und gegenseitigen Korrektur von Soziologie und

Ethnologie führte in einem pragmatischen Sinne dazu, daß die Ethnologen von den theoretischen Modellen und den makroanalytischen Konzeptionen der Soziologen profitieren konnten, während letztere, "durch des Gedankens Blässe angekränkelt", (so Reimann) die Vorzüge der Feldforschung kennenlernten: die Konzentration auf kleine soziale Einheiten, das unmittelbare Erleben sozialer Wirklichkeit und - besonders wichtig - die Relativierung eigener kultureller Muster als bedingenden Schritt zum Fremdverständnis, zur kulturvergleichenden Analyse. Im Kontext der zu fordernden Abkehr von ethnozentrischen Gesellschaftsbildern wies Professor Reimann in der Einführung explizit auf das von Mühlmann so benannte Prinzip der "dialektischen Aspektumkehr" hin: Der Kulturvergleich erhelle, daß Armut, Unbildung, Unsicherheit, Korruption usw. als die eigentlich "normalen Gegebenheiten" zu gelten hätten, dagegen die uns so selbstverständlichen okzidentalern Errungenschaften wie Massenbildung, Rechtssicherheit, Wohlstand, umfassende medizinische Versorgung u.ä. "menschheitsgeschichtlich das absolut Unwahrscheinliche" (Zitat Mühlmann) seien.

Dieses Prinzip der "dialektischen Aspektumkehr" griff Mühlmann anschließend unmittelbar selbst auf in seinem für das Symposium verfaßten Beitrag, mit dem er seine Zuhörer partizipieren ließ an den vielfältigen Eindrücken, die er auf seinen Reisen "Zwischen Agrigent und Tahiti" (so der Titel) gewonnen hatte. Mit zahlreichen Beispielen aus Kunst und Literatur des Westens und des Ostens belegte Mühlmann seine These, daß die Kultur eines Volkes nicht mit dessen zivilisatorischer Ausrüstung gleichgesetzt werden dürfe. (So kann das "arme, unterentwickelte" Sizilien gegenüber dem Norden Italiens als kulturell durchaus überlegen gelten!) Zur Erhellung der Fortschrittsproblematik eines Volkes verwies Mühlmann auf den "moment", die geschichtliche Stunde, die als eine Zeit der Bewegung und des Auftriebs zu einem neuen Entwicklungsstand eines Volkes führt. In seinen Ausführungen zu Kunst und Kultur in Asien (asiatische Kunst: "Ästhetik des Häßlichen") beeindruckte der - oft assoziativ - aus einem reichhaltigen Wissensfundus schöpfende Mühlmann durch geschulte Beobachtungsgabe und umfassende Bildung, Gelehrsamkeit, gewürzt mit einem guten Schuß Humor und einer feinen Prise Selbstironie. Die Weisheit des Alters bringt wohl auch eine gewisse (kritische) Distanz zu manch einer einst vertretenen Position mit sich. Max Webers Postulat der "Werturteilsfreiheit" relativierte Mühlmann dahingehend, daß seiner Meinung nach ein Forscher auch mit dem Gemüt bei der (wissenschaftlichen) Sache sein sollte. Dabei amüsierte der Redner sein Auditorium mit der Fiktion, ob und inwieweit wohl der verhältnismäßig jung verstorbene Weber selbst von manchen seiner Standpunkte abge-

rückt wäre, hätte er nur etliche Jahre länger gelebt. Prompt provozierten diese Äußerungen eine lebhaft, an der Position Webers anknüpfende Diskussion.

An dieser Stelle scheint der Hinweis angebracht, daß es im Rahmen dieses Artikels nicht möglich ist, eine ausführliche Darlegung aller an den beiden Tagen des Symposiums vorgetragenen Referate zu leisten; die Wiedergabe muß leider selektiv und unvollständig bleiben. Allgemein spiegeln sich im breiten Spektrum der Themen die jeweiligen Schaffensgebiete der Wissenschaftler wider und gaben so einen Einblick in deren - teils sehr aktuelle - Arbeiten.

Professor Dr. Richard Münch (Universität Düsseldorf) hatte sich mit seinem komprimierten Beitrag die anspruchsvolle Aufgabe gestellt, ausgehend von der Gesellschaftstheorie Max Webers ein systemtheoretisches Modell der "gesellschaftlichen Differenzierung und Rationalisierung" zu entwerfen, mit dem der Entwicklungsprozeß von der geschlossenen Gemeinschaft (etwa einer Stammesgemeinschaft) zur hochgradig ausdifferenzierten Gesellschaft (etwa unserer modernen westlichen Gesellschaft) erklärt werden kann. Recht spezifische Themenstellungen dagegen wurden behandelt im Vortrag von Prof. Dr. Claus Mühlfeld (Universität Bamberg) über "Symbol und Sozialisation", (worin Sozialisation als Konkurrenzverhältnis, gekennzeichnet durch den Kampf um Loyalität und Einflußnahme, v. a. mittels symbolischer Gewalt, thematisiert wurde) und im soziobiologisch ausgerichteten Beitrag von Dr. Dr. Peter Meyer (Universität Augsburg) "zur Entstehung der Grenze in Interaktionssystemen" über "biologische und kulturelle Aspekte des Ethnozentrismus". Prof. Dr. Bernard Giesen (Universität Gießen) schließlich zieht in seinem Referat "Neo-Evolutionismus in den Sozialwissenschaften" moderne soziologische Theoretiker wie Luhmann, Lenski und Habermas der "Rückwendung" zu evolutionistischen Wachstumsmodellen.

Nachdem mit diesen Vorträgen am ersten Tag des Symposiums vor allem Soziologen zu Wort gekommen waren, begann am zweiten Tag der Ethnologe Prof. Dr. Ernst Wilhelm Müller (Universität Mainz), der bemerkenswerterweise seinen ursprünglichen Beitrag mit dem Titel "Ethnologie als Sozialwissenschaft" - nach seiner Aussage durch das Referat Mühlmanns dazu veranlaßt - ad hoc umgeändert hatte und nun in anschaulicher Weise über "Sozialwissenschaften als Ethnologie" referierte. Seine provokante These, daß das Prinzip der Rationalität bei Max Weber von eurozentristischer Weltanschauung künde, löste eine heftige Diskussion um den Begriff der Rationalität aus. Prof. Dr. Dieter Goetze (Universität Regensburg) berichtete "vom Nutzen einer Ethnozoziologie", unter enger Bezugnahme auf die theoretische Position

Mühlmanns, dessen wissenschaftlichen Weg er nachvollzog. Eingehend mit den Methoden und Möglichkeiten der Literatursoziologie beschäftigte sich Prof. Dr. Hans Norbert Fügen (München/Universität Heidelberg). Dr. Christian Giordano (Universität Frankfurt) untersuchte "das Verhältnis zwischen Soziologie/Ethnologie und Geschichte", deren wechselseitige Beeinflussung und Annäherung: Führt die Sozialisierung und Ethnologisierung der Geschichtswissenschaft zu einer Sichtweise von Geschichte als Kristallisation kollektiven Denkens und Handelns (Geschichte also nicht länger als bloße Summe dramatischer Ereignisse), so ermöglicht die Historisierung der Soziologie/Ethnologie die Gegenwart durch Heranziehung von Fakten der Vergangenheit (jedoch auch unter Berücksichtigung deren Interpretation und Tradierung durch die Individuen) zu erklären. Um einen adäquaten Zugang zu "Frauenforschung im interkulturellen Vergleich" zu finden, entwickelte Frau Prof. Dr. Dr. Reimann ein differenziertes Modell zur Statusbestimmung von Frauen in unterschiedlichen Gesellschaften mit je spezifischen Ausformungen von Produktionsarbeit und Familie. In einem das Symposium abschließenden Beitrag zeigte Prof. Dr. Michael Schmid (Universität Augsburg) vom Mühlmannschen Begriff der "sozialen Siebung" ausgehend und ihn weiterentwickelnd die "soziale Siebung als Prozeß gesellschaftlicher Reproduktion" auf.

Trotz eines derart umfangreichen Programms kam an den beiden Tagen des Symposiums nicht nur die Wissenschaft zu ihrem Recht. Schnell ins Gespräch kam man auf dem Empfang des Präsidenten der Universität Augsburg, Prof. Dr. Josef Becker, der die Teilnehmer des Symposiums an der Augsburger Universität herzlich willkommen geheißen hatte.

Stefanie Handschuh-Heiß

Architektur der Gegenwart: Baufaufgabe Museum

Prof. Dr. Hanno-Walter Kruft, Lehrstuhl für Kunstgeschichte, leitete beim XIX. Kunsthistorikertag 1984 in Stuttgart die eröffnende Plenarsektion zum Thema "Architektur der Gegenwart: Bauaufgabe Museum". Im Rahmen dieser Sektion stellten u.a. die Architekten James Stirling (London), Alexander v. Branca (München) und Hans Hollein (Wien) ihre Museumsbauten in Stuttgart, München und Mönchengladbach vor. In seiner einleitenden Ansprache wies Professor Kruft auf grundsätzliche Überlegungen hin, die im folgenden wiedergegeben sind.

Die Kunstgeschichte als akademische Disziplin kümmert sich zu wenig um die Architektur der Gegenwart, wesentlich weniger als um die bildende Kunst. Im Bereich der Denkmalpflege sieht dies natürlich anders aus, da konservatorische Verpflichtung und architektonisches Interesse oft kollidieren. Wenn man daran festhält, daß Architektur über die Befriedigung von Funktionen hinausgehen soll und *Baukunst* ist oder sein kann, so ist festzustellen, daß unsere gestaltete Umwelt wesentlich stärker durch Architektur als durch die bildende Kunst bestimmt wird. Dies gilt umso mehr, als Architektur zugleich praktische Funktionen erfüllt, d.h. in ihrem *Kunst*-Charakter über alltäglichen Gebrauch und Erfahrung vermittelt wird. Die Ausklammerung bestimmter Bauaufgaben aus einem wechselnden Architektur-Begriff hatte negative Folgen, wesentlich schlimmer und folgenreicher war die Negation des Kunst-Charakters von Architektur durch die Architektur selbst (Hannes Meyer: "bauen ist ein biologischer vorgang. bauen ist kein ästhetischer prozeß", 1928). Mit diesem Standpunkt hatte Architektur als Kunst abgedankt und sich selbst aus der Kunstgeschichte eliminiert. Wir wissen heute, daß dieses Konzept in mehrerer Hinsicht eine Sackgasse war. Doch liegt hier eine Erklärung, warum sich Kunstgeschichte und gegenwärtige Architektur so auseinandergelebt haben.

Bei der Konzipierung dieser Sektion hat mich an erster Stelle der Gedanke geleitet, Architektur und Kunstgeschichte einen Schritt aufeinander zu tun oder sich für einen Augenblick gegenseitig bespiegeln zu lassen – vielleicht um herauszufinden, daß man sich oder warum man sich nicht mag. Jedenfalls sollten sich Architekten und Kunsthistoriker gegenüberstehen und zu den gleichen Bauten äußern. Dem Auditorium sollte auf diese Weise Gelegenheit gegeben werden zu beobachten, ob und inwieweit es eine gemeinsame Sprache und Betrachtungsweise gibt. Es schien mir naheliegend, Architekten darum zu bitten, ihre eigenen Bauten vorzustellen, und Kollegen aus unserem Kreise, die gleichen Bauten kritisch zu beurteilen. Ein solches Verfahren, Künstlern zu Lebzeiten das Wort zu erteilen, ist in unserem Fach unüblich. In der Regel muß für uns die künstlerische Äußerung zur gedruckten Quelle erstarrt sein, bevor es seriös ist, mit ihr umzugehen. Die als Künstler angesprochenen Architekten sollen sich also darüber klar sein, daß wir fest entschlossen sind, ihren Äußerungen Quellenwert beizumessen.

Die Einengung des Konzepts auf die Bauaufgabe Museum hat für einen kunsthistorischen Kongreß die Legitimation, daß alle Beteiligten zu wissen glauben, wie ein Museum – zumindest ein Kunstmuseum – beschaffen sein müsse. Darüber hinaus hat der Museumsbau als öffentliche Bauaufgabe in den letzten Jahren

eine quantitative und qualitative Steigerung erfahren, die mit einer außergewöhnlichen Publizität verbunden ist. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe für das enorme Bauvolumen im Museumsbau zu benennen, während die öffentliche Bautätigkeit in anderen Bereichen rückläufig ist. Jedenfalls müssen wir darauf achten, daß die Publizität der neuen Kunstmuseen bzw. der Neubauten ihren wärmenden Abglanz auch über das Fach Kunstgeschichte breitet. Der Museumsbau ist im günstigsten Fall ein Demonstrationsobjekt, daß sich die Kunstgeschichte um Verständnis und Förderung einer künstlerisch anspruchsvollen, möglicherweise exponierten Architektur bemüht.

Eine Schlüsselfunktion kommt hier den Direktoren und wissenschaftlichen Mitarbeitern der Museen zu, da sie bei der Aufstellung des Bauprogramms, bei der Auslobung und manchmal bei der Jurierung von Wettbewerben wesentlich beteiligt sind.

Die Diskussion beginnt bei der Frage, wie das Verhältnis zwischen praktischer Funktion und Museumsarchitektur gesehen wird. Ein funktionaler Bau kann ästhetisch indifferent, ein ästhetisch anspruchsvoller Bau kann völlig unfunktional sein. Der architektonische Anspruch und Ausdruck können sich verselbständigen und dabei die Nachteile einer unzureichenden Präsentation der Exponate durch den künstlerischen Selbstwert der Architektur ausgleichen. Markante Beispiele sind das Salomon Guggenheim Museum in New York von Frank Lloyd Wright und das East Building der National Gallery in Washington von Pei, oder, um ein deutsches Beispiel zu nennen, die Neue Nationalgalerie in Berlin von Mies van der Rohe. Der Bau wird in diesen Fällen selbst zum wichtigsten Ausstellungsgegenstand und repräsentiert das gegenwärtige Kunstverständnis seiner Erbauer. Die Werbefunktion eines Museumsbaues als Kunstwerk ist nicht zu unterschätzen. Im Extrem wird das Museum zum persönlichen Monument für einen Architekten, in jedem Fall ist es ein Zeichen dafür, wie die Aufgabe des Museums verstanden wird. Die Möglichkeiten liegen zwischen dem Charakter einer unverbindlichen, möglichst temporär erscheinenden Montagehalle und dem eines den Alltag transzendierenden Kunst-Tempels. Museumsarchitektur interpretiert die in ihr aufbewahrten Exponate und ihre soziale Funktion.

Gegenwärtig immer häufiger werden Erweiterungsbauten, die sich den Gründungsbauten entweder unterwerfen oder als selbstbewußter Kontrast Spannungen erzeugen und ggfs. neue städtebauliche Akzente setzen. Eine Reihe geglückter und spannungsreicher Symbiosen sind in den letzten Jahren in den U.S.A. erzielt worden. Erwähnt sei Marcel Breuers Erweiterungsbau des Museums von Cleveland (1971) und der

American Wing von Kevin Roche am Metropolitan Museum in New York (1980). Als bescheidenes, aber höchst qualitativvolles Beispiel in Italien sei Carlo Scarpas Anfügung eines kleinen Saales an die Gipsoteca in Possagno (1957) erwähnt.

Die Probleme von Neubau und Erweiterungsbau werden in dieser Sektion in gleicher Weise berücksichtigt. Die Wahl fiel auf vier Museumsbauten in der Bundesrepublik Deutschland, die in den letzten Jahren - mit oder ohne vorhergehende Wettbewerbe - fertiggestellt wurden oder ihrer Fertigstellung entgegengehen. Die vier Beispiele sollen exemplarisch verschiedene Lösungsmöglichkeiten analoger Probleme verdeutlichen. Dabei sollen zugleich verschiedene architektonische Tendenzen der Gegenwart zur Darstellung kommen. Damit wird nicht das ganze Spektrum heutiger "Stilmöglichkeiten" abgedeckt, doch werden markante Punkte bezeichnet. Die Nationalität der Architekten hat, um es ausdrücklich zu sagen, bei der Wahl der Beispiele keine Rolle gespielt.

Hanno-Walter Krufft

Kunstfälschung oder Krise der Kunstgeschichte

Zur Posse von Livorno

Die Kunstgeschichte, vor allem die Museen - speziell diejenigen in den USA - haben sich daran gewöhnt, mit Fälschungen zu leben. Fälschungen sind ein hochinteressantes Thema, finanziell für den Kunstmarkt, historisch für die Geschmacks- und Rezeptiongeschichte.

Die Posse des vergangenen Sommers mit den gerade rechtzeitig für eine Modigliani-Ausstellung "gefundene" Skulpturen in Livorno machte als "beffa di Livorno" die italienischen Tageszeitungen im Bereich des Feuilletons während der Sommerferien einigermaßen interessant. Die sukzessive Decouvrierung der Fälschungen und die politischen Weiterungen der Affäre bis zu der spektakulären Fernseh-Show am 10. September 1984, als die drei Studenten von Livorno in wenigen Stunden unter den Augen der Kamera einen weiteren Modigliani-Kopf arbeiteten, wäre eben nur eine Posse, wenn sich die italienische Kunstgeschichte nicht in Elogen über die Qualität und Bedeutung dieser Köpfe ergangen hätte. Es geht jetzt nicht um eine Äußerung der Schadenfreude, daß sich angesehene Kollegen wie Cesare Brandi, Enzo Carli, Carlo Ludovico Ragghianti, Giulio Carlo Argan gearrt haben, sondern um die Frage, wie dies möglich war.



Studenten aus Livorno arbeiten am 10. Sept. 1984 einen Modigliani-Kopf

Bedeutet dies eine Krise der Kennerschaft oder gar der Kunstgeschichte? Hat Federico Zeri, der die Falschheit aller gefundenen Köpfe sogleich konstatierte, einfach ein besseres Auge? Zeris Kommentar über die Fehlleistung seiner Kollegen bietet eine sarkastische menschliche Erklärung: "Im übrigen sind sie alle alt, alle Personen über 75 Jahre, die wahrscheinlich Angst haben, in Vergessenheit zu geraten" (La Repubblica, 11. September 1984). Aber der Grund liegt doch wohl tiefer.

Natürlich bekommt man Zweifel an der Genauigkeit von Beobachtungen, wenn in dem von der Soprintendenza von Pisa eilig über die Köpfe herausbrachten Band die Meißelführung Modiglianis genau beschrieben wird und wir nun wissen, daß zumindest "Modi 2" - die liebevollen Kürzel mit ihren Nummern wurden zum Volksgut - mit einem Bohrer von Black & Decker gearbeitet ist. (Die Firma warb in den Zeitungen bereits eine Woche nach der Fernsehdemonstration mit dem neuen "Modi"-Kopf und der Beischrift "E facile essere bravi con Black & Decker".)

Die Studenten haben nicht einen der bekannten Modigliani-Köpfe kopiert, sondern haben versucht, eine künstlerische Haltung nachzuempfinden; dabei waren

sie sogar so mutig, auf den Halsansatz zu verzichten, den Modiglianis Köpfe ausnahmslos besitzen. Nicht ganz zu Unrecht wurde in der italienischen Presse an die Vermeer-Fälschungen von Han Van Meegeren erinnert.

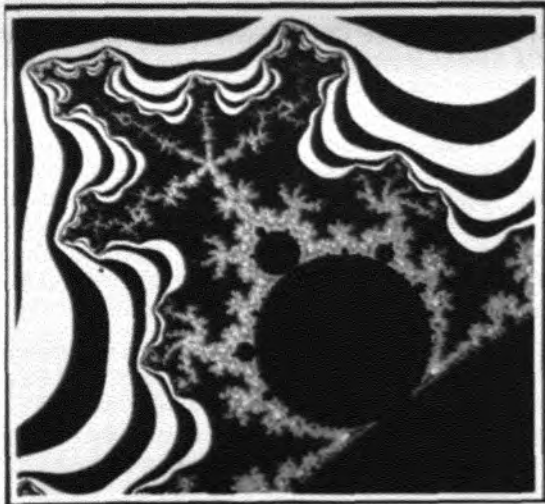
Man sollte aus der "beffa" von Livorno keine Krise der Kennerschaft ableiten. Es gibt ein Recht - auch unter Connaisseurs - sich zu irren, allerdings nicht zu oft. Vielmehr zeigt der Fall auf drastische Weise, daß man offensichtlich von einem Begriff des Kunstwerkes ausgeht, der impliziert, daß nur der "große Künstler" selbst seine Idee adäquat ins Werk umsetzen könne. Die Ausführung durch Mitarbeiter gilt bereits als wertmindernd, eine "scherzhaftige" Nachschöpfung gilt schlechterdings als unerlaubt, besonders dann, wenn sie nicht sogleich als solche erkannt wird.

Die von der Renaissance getroffenen Unterscheidungen zwischen "prima idea", "disegno" und Realisation sind durchaus hilfreich. Während für das Mittelalter die Unterscheidung von Entwurf und Ausführung eine methodische Projektion der modernen Kunstgeschichte ist, wurde die Frage der "eigenhändigen" Ausführung mit der Anhebung des Künstler-Status seit der Renaissance zum wesentlichen Bestandteil ästhetischer Wertung und materieller Bewertung. Die stilkritische Frage der "Händescheidung" von Meistern, Mitarbeitern und Schülern war (und ist) ein reiches Betätigungsfeld der Kunstgeschichte. Die Methoden hierfür sind heute sehr verfeinert. Doch sollte man sich darüber im klaren sein, daß in Bereichen der Kunst des 20. Jahrhunderts, die auf primitive und archaische Vorstellungen zurückgreifen, das Kriterium der "Eigenhändigkeit" schwerer verifizierbar und vielleicht nicht mehr sonderlich sinnvoll ist. Die einmal im Werk geäußerte Idee hat eine gestalterische Überzeugungskraft, die aufgrund der verhältnismäßig einfachen eingesetzten Mittel für andere zur Disposition gestellt wird. Die nachempfundene und vielleicht sogar neue Varianten erfindende Reproduktion bleibt ein Spiegel der gleichen künstlerischen Idee. Es ist deshalb kein kenneerisches Versagen, einen "gefälschten" Meditations-Kopf von Jawlensky oder einen "gefälschten" Modi-Kopf nicht als solchen zu erkennen. Wir finden eine künstlerische Idee in ihm wieder, nämlich die von Jawlensky oder Modigliani. Diese Feststellung ist für den beunruhigend, der glaubt, daß nur der Künstler selbst seine Idee gestalten könne. Dies ist kein Plädoyer für Nachschöpfungen oder Fälschungen; denn die Idee bleibt die eigentliche künstlerische Leistung. Vielmehr berühren wir damit die Frage nach der Singularität des künstlerischen Objekts, für die wir durch Walter Benjamins Aufsatz über "Das Kunstwerk im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit" (1936) empfindlich geworden sind, auch wenn wir seine Schlußfolgerungen nicht teilen.

Hanno-Walter Kruft

Sphärenräume der Mathematik

Computergraphik-Ausstellung in der Universität



Kann das noch Kunst sein, diese Frage wird sich so mancher Besucher der Ausstellung "Komplexe Grenzen - Bilder aus der Theorie dynamischer Systeme" (neue Mensa, 5.12. - 18.12.1984) gestellt haben. Eine durch innere Harmonie faszinierende, geheimnisvollbunte Bilderwelt führte den Betrachter dazu, sich in ihr zu verlieren. Umso erstaunlicher, als nicht bildende Künstler ihre Werke zeigten, sondern ein Bremer Mathematiker-Team unter Prof. Dr. Heinz-Otto Peitgen und Prof. Dr. Peter H. Richter seine Untersuchungsergebnisse in Augsburg präsentierten.

Die ausgestellten Experimentierbilder waren die mittels Hochleistungscomputer im berühmten Graphiklabor des Computer Science Department der University of Utah in Salt Lake City visuell sichtbar gemachten Darstellungen mathematischen Untersuchungen der Bremer Wissenschaftler zu den komplexen Grenzen dynamischer Systeme. Dahinter verbergen sich aufregende Gedankenexperimente zum Wechselspiel von Chaos und Ordnung, zu den Phasenübergängen von einer Zustandsform der Materie in eine andere. Dazu ein Beispiel aus der Natur: Ein Wasserfall, der sich aus unzähligen vielen Wassertropfchen zusammensetzt, bildet einen Wasserwirbel. Abgesehen von dieser festen Erkenntnis ist jedoch ungeklärt, wie diese Abermillionen in einer völligen Unordnung fallenden Wassertropfchen dazu kommen, einen Wasserwirbel gerade an einem bestimmten Punkt zu bilden. Aus Ordnung wird Chaos und Chaos gebiert Ordnung. Diese Übergänge von einem Zustand in einen anderen sind mit den Mitteln herkömmlicher Mathematik und Physik nicht erklärbar.

Es ist die experimentelle Mathematik, die den Computer zum Versuchslabor macht, und so der abstrakten Lösung mathematischer Systeme von unglaublicher Komplexität durch visuelle Darstellung näherkommen will. Gleichsam auf dem Experimentiertisch kann der Wissenschaftler die Gebilde unter die Lupe nehmen und ihre Gesetzmäßigkeiten ausforschen. Wo Laien Seepferdchen und flammende Apfelmännchen erkennen, sehen die Wissenschaftler mathematische Prozesse ablaufen.

Abgesehen vom mathematischen Hintergrund üben die Bilder eine eigenartige Faszination aus. Der Farbenreichtum und die Formenvielfalt sind Kompositionen, die von der Spannung zwischen verwirrendem Durcheinander und anmutiger Klarheit leben.

Es waren die intuitiven Einblicke in schwer formulierbare Zusammenhänge, die das Bild dieser Ausstellung prägten und sie zu einem (Kunst-) Erlebnis werden ließen. Vielleicht war es aber auch das Erahnen philosophischer Fragen nach dem Ursprung solcher Ordnung-Chaos-Ordnung-Gleichungen, die den Ausstellungsbesucher eigentümlich berührten. (Die Ausstellung kam Dank der großzügigen Unterstützung der Kreissparkasse Augsburg zustande.)

I.M.

Universitätstag in Landsberg

Als Gast der Stadt und des Landkreises Landsberg am Lech führte die Universität am 16. November 1984 erstmals einen Universitätstag außerhalb des schwäbischen Heimatbezirks durch. Dabei erwies sich die traditionelle Scheide zwischen Oberbayern und Schwaben keineswegs als ein nennenswertes Hemmnis. Die Gastfreundschaft und das Interesse der Landsberger, in Verbindung mit einem reibungslosen Ablauf des Ganzen, machten die vierte auswärtige Selbstdarstellung nach den Besuchen in Dillingen, Kempten und Lindau zu einem gelungenen Ereignis.

Ein Risiko war die Universität mit dieser Informationsfahrt 40 km in Richtung Alpen natürlich auch nicht gerade eingegangen. Befindet sich doch Landsberg fast noch in Pendlerdistanz zu Augsburg; tatsächlich wohnt eine ganze Reihe Professoren und Mitarbeiter in diesem südlichen Landkreis. Und immerhin kamen im November 1984 von ca. 6900 in Augsburg immatrikulierten Studenten 142 aus dem Landkreis Landsberg. Will man nun diese - nicht übermäßig große - Quote anheben, so muß man allerdings berücksichtigen, daß sich die Grenze zwi-

schen den Bezirken Bayerisch-Schwaben und Oberbayern einiges von ihrer einstigen Bedeutung bis heute bewahrte. Hinzu kommt noch, daß man sich in Landsberg fast im Einzugsgebiet der Münchner S-Bahn befindet.

Grenze hin, Grenze her - man sollte seine Chancen nutzen! Und der Universitätstag am 16. November bot eine Chance. Mit den Vorbereitungen dazu war bereits kurz nach dem Universitätstag in Lindau, der Mitte Juli mit keiner sehr überzeugenden Resonanz durchgeführt worden war, begonnen worden. Auf Bitte des Präsidenten, Prof. Dr. Josef Becker, hatte eine Vorbereitungsgruppe mit Vizepräsident Prof. Dr. Karl-Heinz Hoffmann, Prof. Dr. Karl Filser und Prof. Dr. Friedhelm Hufen die Koordination der Aktivitäten übernommen.

Der inhaltliche Rahmen dieser vierten Selbstdarstellung der Universität Augsburg in der Region wurde anspruchsvoll gesteckt: Möglichst alle Fakultäten sollten sich diesmal in den Gymnasien der Stadt vorstellen; die Angebote in Lehre und Forschung sollten durch eine Fotoschau und eine Ausstellung von Büchern optisch besser zur Geltung gelangen; die Resonanz sollte durch gezielte Presseinformation erhöht und das eigentliche Festprogramm um einen musikalischen Beitrag erweitert werden. Wochenlange intensive Vorarbeiten waren notwendig. Besonders hoch war der Aufwand für das Projekt einer Ausstellung der Universität. Zwar war von vornherein klar, daß sich nur Teilbereiche der Universität optisch einigermaßen gut darstellen lassen. Außerdem mußte wegen des Zeitdrucks im wesentlichen auf schon vorhandenes Fotomaterial zurückgegriffen werden.



Foto: Scheuermann/Hagg

Aber auch das erforderte ein hohes Maß an organisatorischer und technischer Kleinarbeit. Mit anderen Worten: Die Fotostelle der Universität konnte zeigen,

wie engagiert sie arbeitet, und das Präsidialreferat nutzte seine Kontakte für die Zusammenstellung der Foto- und Textbeiträge. Die Vorbereitungsgruppe unter Leitung von Vizepräsident Hoffmann gab dem Projekt durch inhaltliche und zeitliche Vorgaben Rückhalt. Im übrigen verdient Erwähnung, daß insbesondere die Katholisch-Theologische Fakultät, die Universitätsbibliothek und teilweise auch die Philosophischen Fakultäten dadurch, daß sie den Ausstellungsgedanken recht spontan aufgriffen, die gerade in der Anfangsphase einer Arbeit wichtige Unterstützung gaben. Mit der Schalterhalle der Sparkassen-Hauptstelle in Landsberg konnte ein geeigneter Raum mit viel Publikumsverkehr gefunden werden. Die Sparkasse, auch ohne Universitätstag durch das Jubiläum ihres 150 jährigen Bestehens bereits festlich gesonnen, lud zur Eröffnung der Ausstellung am 16. November zu einem kleinen Empfang. Schätzungsweise 150 Gäste aus Landsberg und Augsburg nahmen an diesem Auftakt des Universitätstages teil.

Ein Teil des Universitätstages fand indes schon am Vormittag des 16. November mit Fachvorträgen und Seminaren aller sechs Fakultäten an den beiden Landsberger Gymnasien statt. Im Anschluß daran gab das Zentrum für Studien- und Konfliktberatung, das bei der Vorbereitung die Beiträge der Fakultäten koordiniert hatte, Gelegenheit zur allgemeinen Studienberatung. Der überwiegende Teil der Gäste aus Augsburg - Professoren, Mitarbeiter und Gruppenvertreter - reiste dann am frühen Nachmittag per Bus oder Privatwagen an. Unter der Führung von Dr. Anton Huber, dem Kreisheimatpfleger, und von Oberstudienrat Lichtenstern vom IgnazKögler Gymnasium besichtigten die Mitglieder der Universität zunächst einige Sehenswürdigkeiten Landsbergs, das - wie es Prof. Becker beim anschließenden Festakt im Rathaus ausdrückte - "mit seinen bedeutenden Baudenkmalern, seinem eindrucksvollen Hauptplatz und seiner reizvollen landschaftlichen Lage immer eine Reise wert ist".

Der festliche Teil des Universitätstages begann um 17.30 Uhr im großen Saal des (1699 - 1702 von Dominikus Zimmermann erbauten) historischen Rathauses mit Begrüßungsansprachen von Oberbürgermeister Hanns Hamberger, Landrat Erwin Filser und Präsident Prof. Dr. Josef Becker. Schätzungsweise 250 - 300 Zuhörer waren bei diesem Veranstaltungsteil anwesend. Nach den Ansprachen folgte der Musikbeitrag, der viel Applaus fand: "Mit einer eindrucksvollen, musikalisch ganz dem Werk und Geist Bach's verhafteten Aufführung des 3. Brandenburgischen Konzerts des Thomaskantors gab das 1980 gegründete Collegium musicum der Universität Augsburg unter der Leitung von Bernd Georg Mettke dem Festakt im Rathaus künstlerisches Glanzlicht" (Landsberger Tagblatt vom 19. Nov.).



Prof. Dr. Otto Opitz Foto: Scheuermann/Hagg

Den Festvortrag hielten Prof. Dr. Otto Opitz und Prof. Dr. Martin Grötschel zum Thema "Optimale Planung: Verbindungen von Mathematik und Ökonomie". Die beiden Wissenschaftler gaben einen Überblick über die Entstehungsgeschichte der vielfältigen Beziehungen zwischen Mathematik und Ökonomie, über die Relevanz mathematischer Methoden für ökonomische Fragestellungen und die Entwicklung mathematischer Theorien aus konkreten ökonomischen Problemen. Es gelang, den Zuhörern - unter ihnen viele Ehrengäste aus Landkreis und Stadt - "die gewiß schwierige Materie mit ihren komplizierten Strukturen in einer geradezu spannenden Weise nahezubringen" (so das Landsberger Tagblatt, das den allgemeinen Eindruck wiedergeben dürfte).

Was läßt sich als Fazit des Universitätstages festhalten? Die globalen Zielsetzungen einer solchen Großveranstaltung, nämlich für ein Studium in Augsburg zu werben, einige Wege für eine wissenschaftliche und kulturelle Verankerung der Universität in der Region zu ebnen und zum Praxisbezug von Lehre und Forschung beizutragen, dürfte in etwa erreicht worden sein. Dies läßt sich aus der Resonanz des Landsberger Publikums und aus der Berichterstattung von Presse und Rundfunk schließen. Die Ausstellung in der Sparkasse fand reges Interesse; sie sollte verbessert und ausgebaut werden, etwa in den Bereichen Sport, Kunsterziehung und Wirtschaftswissenschaften. Für den nächsten Universitätstag, wahrscheinlich in Nördlingen im Herbst d.J., hat dieser Universitätstag in Landsberg Maßstäbe gesetzt. Manfred Bossow

Molière, was sonst?

Molière sollte es diesmal sein: gewiß kein unbotmäßiges Unterfangen für eine Truppe, die sich ROMANI-

STENTHEATER nennt und in den acht Jahren ihres Bestehens noch kein einziges Mal dem Großmeister der (nicht nur) gallischen Komödie ihre Reverenz erwiesen hatte.

Molière, der -wirklich?- so leichte, leichtsinnige, mit all seinen - auch verbalen - Slapstick-Gags, seinen erzkomödiantischen Knallbonbons, seiner Nonsensakrobatik und seinen Koketten, Kokotten, Blaustrümpfen, Provinzadligen, seinen aufgeblasenen Bürgerleuten und seiner wuseligen Schar vorlauter Diener und naseweiser Kammerkätzchen, die da auf der Bühne herumturnen...

Ghelderodes inhaltsschwangere "Ballade vom Großen Makabren" und mit ihr über sechs Monate harte Probenarbeit auf dem Buckel, wollte man in ein ganz anderes, leichtes, lockeres Theater eintauchen und auf den schäumenden Wellen der leichten Muse davonschwimmen in Richtung Premiere. Welcher Teufel aber hatte uns geritten, die Warnungen des königlichen Hofkomödianten höchstpersönlich so mir nichts, dir nichts in den Wind zu schlagen: "Es ist viel einfacher, in großartigen Versen dem Schicksal zu trotzen, als nach allen Regeln der Kunst den Menschen in seiner Lächerlichkeit darzustellen."

Und bald wußten wir's auch. Die Geschichte des reichen Bürgers Jourdain, der um alles in der Welt adlig werden möchte und verzückt Sitten und Gebräuche der High Society nachäfft, hat, so sektbeschwingt sie daherschlingert, ihre Ecken und Kanten, wenn man sie auf die Bühnenbeine stellen möchte. Erstes Problem: Das Original ist mit einer Fülle von Tanz- und Musikeinlagen gespickt, die fast den Löwenanteil des Stückes ausmachen, und Molière damals, übrigens sehr zum Wohlgefallen des eifersüchtigen Hofkomponisten Lulli, zum bloßen Textlieferanten degradierten. Wo aber sollten die Romanisten ein veritables Corps de ballet, wo ein barockes Kammerorchester herzaubern? Also blieb fast nur der nackte Text, und mit ihm das zweite Problem: er taugt nichts, - so jedenfalls das allgemeine Lamento. Wer beim "Großen Makabren" schon mit dabei war, erinnerte sich wehmütig an saft- und kraftvolle Episoden voll praller apokalyptischer Leuchtkraft.

Was uns blieb, war also weniger das "Was" als das "Wie" und die von Probe zu Probe wachsende Bereitschaft der Akteure, sich augenzwinkernd neben ihre Marionettenrolle zu stellen und, so gut es immer ging, die Puppen am Fädchen tanzen zu lassen, zum Vergnügen des immer heftiger herbeigesehnten Publikums und auch zum eigenen Spaß. Langsam lernten wir unseren Molière verstehen, auch wenn sich die theatralische Umsetzung beileibe nicht auf Knopfdruck einstellte. Tempo hieß die Devise, Improvisation und Koloratur, anstudiert und angelernt jedoch in schweiß-

treibender Kleinarbeit. Manche Rolle hatte nur Zuträgerfunktion und verpuffte, kaum, daß sie sich auf der Bühne zeigte. Nichts war unmöglicher als wahrhaftige, persönliche Identifikation mit den Figuren: das war das dritte Problem. Die alte Stegreifkomödie, die *commedia dell'arte*, war unser leuchtendes Vorbild, und die Gefahr, auf der Gratwanderung zu diesem Ziel zwischen purem Klamauk und gezügelter, dosierter Komik abzustürzen, war und ist riesengroß. Eine Prise Zucker zuviel, und der Löffel Schlagsahne, den Molière mit dem "Bürger als Edelmann" serviert, schmeckt unerträglich klebrig.

Über Geschmack indes befindet allein der Zuschauer, der sich jedoch zumindest im Verlauf der bisherigen drei Aufführungen "hingerissen" (AZ) in der atemberaubend engen "Spielküche" von uns füttern ließ.

Immerhin: Disziplin, Ausdauer und Kameradschaftlichkeit, die geheiligten Werte jeder Gruppenarbeit, haben uns wie in all den Jahren zuvor auch heuer so weit gebracht, wie unsere Füße eben tragen. Gestützt haben uns, ebenfalls wie in all den Jahren zuvor, viele offizielle und inoffizielle Stellen der Universität, die wir repräsentieren. Geholfen hat uns mit viel Liebe Frau Brigitte Fernengel aus Donauwörth mit ihren in Windeseile fabrizierten Kostümen. Generös ertragen hat das STADTTHEATER AUGSBURG unsere zusätzlichen Bekleidungsünsche. Und geschmückt hat uns wieder einmal Anita Rist-Geiger mit ihren artistischen Ideen, die wir als Plakat und als Bühnenbild stolz vor uns hertragen.

Ihnen allen gilt unsere tiefste Verbeugung.

Hanspeter Plocher

CSSR-Exkursion

Tschechoslowakei ist nicht nur Prag

Resümee einer HSR-Exkursion im Oktober 1984. Die Reiseleitung bestand aus Prof. Dr. Hampel, Prof. Dr. Schönbach, Dr. Volkmann, Dr. Kotzian und E. Reichhart. Man hatte sich für eine Route fernab üblicher Tourismusregionen entschieden: Budweis - Telc - Brünn - Olmütz - Troppau - Prag. Stimmungsvolle Eindrücke ergaben sich an klaren, sonnigen Herbsttagen während der Fahrt durch den Böhmerwald. Die besuchten Städte gefielen durch ihren eigenartigen Charme, in den sich mittelalterliches Flair, vernachlässigte Eleganz und natürlich eigene Nostalgie mischten.

Dem kulturellen Reichtum dieses Landes begegnete man auch auf Zwischenstationen, wie z.B. dem Ge-

burtshaus des großen Dichters Adalbert Stifter in Oberplan, dem Napoleon-Museum in Austerlitz zum Gedächtnis der Dreikaiserschlacht 1805. Prag, das Zentrum europäischer Kultur durch viele Jahrhunderte hindurch, war eindrucksvolle Endstation der Reise.

Neben dem Kennenlernen von Landschaft und Kultur wurde das Augenmerk auch auf das Leben der Menschen in einem sozialistischen System gerichtet. Mit dem offiziellen Reisebegleiter Jirschi konnten in dieser Hinsicht Sachinformationen ausgetauscht werden. Während eine Brauereibesichtigung uns Einblick in die tschechoslowakische Arbeitswelt ermöglichte, wurden - dank der Einladung einer deutschsprechenden Jüdin in ihre Wohnung - einige Aspekte des Lebens im sozialistischen Alltag sichtbar. Ein katholischer Geistlicher klärte über die diffizile Situation der Kirche in der CSSR auf. Menschliche Begegnungen, vor allem mit Kindern und älteren Leuten, hinterließen ein Gefühl der Betroffenheit. Tagtäglich war die allgegenwärtige Präsenz des Systems spürbar. Sie dokumentierte sich durch Spruchbänder an öffentlichen Gebäuden, Plakaten in Schaufenstern, Propagandaschildern am Arbeitsplatz ("Arbeite ohne Fehler!" "Das Gewissen ist der beste Kontrolleur!"), rote Fahnen und Sowjetsterne.

Der verwahrloste Zustand von Gebäuden, der drohende Verfall, die abbröckelnden Fassaden, die leeren Fenster, vermittelten einen Eindruck der Trostlosigkeit.

Tschechoslowakei ist nicht nur Prag! Viele während der Exkursion aufgelesene Mosaiksteinchen setzen sich zu einem etwas differenzierten CSSR-Bild zusammen und geben einigen weißen Stellen auf der subjektiven Landkarte Farbe.

Willi Bernert

Aus der Forscherperspektive

Im Rahmen einer vorwissenschaftlichen Hausarbeit am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte hat K. Lauer die näheren Hintergründe für die Auswahl der Kunstobjekte in der Umgebung der Neuen Mensa der Universität Augsburg erforscht. Die Ergebnisse in aller Kürze: Eine Hauptrolle spielt hierbei, so erstaunlich das klingt, der Zufall, wenn auch nicht in seiner sonst beliebten Rolle als "Kommissar Zufall", sondern als "Jury".

Die Ausschreibung war vor ca. zwei Jahren erfolgt. Die Einreichung von Vorschlägen sollte zu Händen

der Arbeitsgruppe "Kunst und Tücke" beim Lehrstuhl für An- und Abgewandte Kunsttheorie erfolgen, mit der Adresse Universität Augsburg, Alter Postweg 120. Leider unterlief der Sekretärin ein unbedeutender Schreibfehler, der der Aufmerksamkeit des federführenden Dozenten entging: Statt "Alter Postweg" stand da: "Alter Rostweg".

Zahlreiche Vorschläge namhafter Künstler gingen in den nächsten Wochen bei der Arbeitsgruppe ein. Sie hatten eines gemeinsam: Alle stellten metallische Gegenstände oder Figuren dar, und zwar meist aus nicht rostfreiem Stahl. Die Arbeitsgruppe fand diesen neuen Trend in der modernen Plastik, daß nämlich Plastik vermieden wurde und man sich wieder mehr dem Eisenzeitalter verbunden zeigte, höchst bemerkenswert, und entschied sich für die markantesten Beispiele dieser Richtung.

Ist es diesem Schreibfehler zu verdanken, daß der Mensavorplatz zu den nach wie vor vielbeachteten Rostskulpturen kam? Jedenfalls ist es das Verdienst der genannten Hausarbeit, daß sie diese "Kunstbeeinflussung durch Tippfehler" zutage förderte. In der Hausarbeit wird übrigens in einem Nachwort erklärt, daß die Tragweite dieses Tippfehlers nicht überschätzt werden dürfe, zumal nicht sicher sei, ob ohne ihn nicht womöglich die gleichen Arbeiten eingereicht worden wären. Der Gutachter hat sich dieser unbewiesenen Hypothese, wie wir erfahren haben wollen, aber aus guten Gründen nicht anschließen mögen, ebensowenig der Zweitkorrektor, was aber ohne Einfluß auf die Note geblieben sein soll.

Bleibt noch nachzutragen, daß die Universitätsleitung nach dem Abschluß der Hausarbeit praktische Konsequenzen zog und dem Augsburger Stadtrat eine Umbenennung der Universitätsadresse nahelegte. Diesem Vorschlag wurde bekanntlich prompt entsprochen, so daß die Adresse der Universität in schlichter Manier "Universitätsstraße" lautet.

Vielleicht, so möchten wir anmerken, war diese Maßnahme doch etwas übereilt. Könnte nicht auch dieser Name zu Mißverständnissen Anlaß geben? Der arglose Lehrer dieser Anschrift wird womöglich mutmaßen, die Stadt Augsburg habe sich nur deshalb eine Universität zugelegt, weil nun einmal eine "Universitätsstraße" da war. Um späteren Geschichtswissenschaftlern diesen Irrtum zu ersparen, sei hier die Chronologie noch einmal klargestellt:

Erst war der Alte Postweg. Dann wurde die Universität gegründet. Dann wurde am Alten Postweg die Neue Universität gebaut. Dann wurde die Neue Universität im Alten Rost geschmückt, und erst dann wurde der Alte Postweg in "Universitätsstraße" umgetauft.

Michael Friedrichs

Erinnern Sie sich noch?



Foto: Thomas Werthefrongel

Dem weihnachtlichen Beisammensein der Angehörigen der Universität am 20. 12. 1984 wurde dieses Mal ein etwas veränderter Rahmen gegeben. Die "Lechrainer Volksmusikgruppe" unter der Leitung von Herrn Johann Eichmayr fand durch ihre ausgezeichnete Vortragsweise großen Anklang. Diese Volksmusik stimmte sehr gut ein zu der von Frau Professor Hilda Sandtner mit Charme und Engagement vortragenen Dichtung in schwäbischer Mundart aus dem Gedichtband ihres verstorbenen Bruders. Der darauf einsetzende Applaus zeigte deutlich, daß auch Nichtschwaben eine gewisse Stimmung vermittelt werden konnte. Aufgrund verschiedener Spenden von Kollegen und des Präsidenten war es möglich, Kaffee und ein Kaltes Bufett gratis anzubieten. Wir freuen uns, daß dieses Beisammensein in der Vorweihnachtszeit immer mehr Anklang findet und danken allen freiwilligen Helfern, die dazu beigetragen haben.

Ihr Personalrat

Aktuelle Meldung:

Forschungsförderung an der Uni Augsburg auf neuen Wegen

Leicht hatte sich die Ständige Kommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs mit ihrem Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. K.-H. Hoffmann, die Aufgabe nicht gemacht, als sie in einer langen Sitzung

am 12. Dezember des vergangenen Jahres über neue Möglichkeiten der Forschungsförderung im Rahmen des Typ-B-Verfahrens beriet.

Die Lage war klar:

Auf der einen Seite das begrüßenswerte Wachstum unserer Hochschule und ein gleichzeitig noch stärker gestiegenes Antragsvolumen an Forschungsmitteln, auf der anderen Seite ein gleichgebliebener Etat und ein auf den einzelnen Kostenstellen der Projektleiter gebundener Ausgabenrest aus den Vorjahren, welcher die für dieses Jahr neu zur Verfügung stehenden Sachmittel noch überstieg.

Was tun?

Einigkeit bestand darüber, daß das "Ansammeln" von Sachmitteln für Forschungsprojekte über Jahre hinweg in Zukunft nicht mehr möglich sein dürfe. Also beschloß man :

- ab dem Verfahren 1985 die Mittel nicht mehr "zuzuweisen", sondern lediglich einen Höchstbetrag "zur Verfügung zu stellen". Nicht voll in Anspruch genommene Mittel würden dann zum Jahreschluß wieder der allgemeinen Forschungsreserve zufallen und damit im nächsten Verfahren wieder zur Verfügung stehen;

- die per 31. Dezember 1984 bestehenden Ausgabenreste aus laufenden Projekten auf den derzeitigen Forschungsstand bzw. Abschluß hin zu überprüfen. Bei abgeschlossenen Projekten sollte der Ausgabenrest wieder der allgemeinen Forschungsreserve zufließen;

- neue Forschungsprojekte
 - a) extern begutachten zu lassen und
 - b) auf ihre Folgekosten hin zu überprüfen, d.h. jedem Neuantrag sollte in Zukunft ein Kosten- und Finanzierungsplan beigelegt werden;

- den Abgabetermin für Anträge auf Forschungsmittel vom November auf den 15. Juli vorzuverlegen. Damit ist ausreichend Zeit für eine Begutachtung gegeben, ohne daß dadurch die Zuweisungsbescheide (in der Regel Mitte Januar) verzögert werden.

In einigen wesentlichen Teilen wurde damit ein Verfahren geändert und den erhöhten Anforderungen angepaßt, welches in gleicher Form seit 1976 praktiziert wurde. Die Ständige Kommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs wird sicher auch in Zukunft evtl. erforderlichen Modifikationen gegenüber offen sein, ob sie nun aus wissenschaftlichen oder administrativen Gründen notwendig erscheinen.

Helga Benz

Personalia

Prof. Dr. Josef Becker, Präsident der Universität Augsburg, nahm Anfang Dezember 1984 an einer Tagung des Bremer Tabak-Kollegiums im Reichstag zu Berlin teil. Thema der Tagung war "Das Geschichtsbewußtsein der Deutschen"; dazu sprach Prof. Dr. Gordon A. Craig, Stanford-University, Kalifornien. Das Bremer Tabak-Kollegium ist eine freie, jeweils für eine Zusammenkunft einladende Gesprächsrunde von Persönlichkeiten aus den Bereichen Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Kultur. Anwesend waren u.a. Bundespräsident von Weizsäcker, der ehemalige Bundespräsident Prof. Dr. Karl Carstens sowie Altbundeskanzler Helmut Schmidt.

Zu Beginn des Wintersemesters wurden gem. § 11 der Grundordnung der Universität Augsburg die Dekane und Prodekane neugewählt, deren Amtszeit zwei Jahre beträgt.

Katholisch-Theologische Fakultät:

Dekan: Prof. Dr. Wilhelm Gessel

Prodekan: Prof. Dr. Klaus Kienzler

WISO-Fakultät:

Dekan: Prof. Dr. Otto Opitz

Prodekan: Prof. Dr. Oswald Neuberger

Juristische Fakultät:

Dekan: Prof. Dr. Hinrich Rüping

Prodekan: Prof. Dr. Rainer Frank

Philosophische Fakultät I:

Dekan: Prof. Dr. Hans-Otto Mühleisen

Prodekan: Prof. Dr. Dieter Ulich

Philosophische Fakultät II:

Dekan: Prof. Dr. Jürgen Schäfer

Prodekan: Prof. Dr. Henning Krauß

Naturwissenschaftliche Fakultät:

Dekan: Prof. Dr. Martin Grötschel

Prodekan: Prof. Dr. Jürgen Ritter

Zur 2000-Jahr-Feier der Stadt Augsburg erschien das offizielle "Augsburg-Buch" mit dem Titel "Geschichte der Stadt Augsburg - von der Römerzeit bis zur Gegenwart". Das große Standardwerk zur Stadtgeschichte Augsburgs erschien im Theiss Verlag. Die Herausgeber sind zum größten Teil Professoren der Universität Augsburg (Gunther Gottlieb, Josef Becker, Karl Filser, Wolfgang Reinhard und Bernhard Schimmelpfennig). An dem ca. 800 Seiten umfassenden Band mit ca. 90 Tafeln sind als Autoren eine stattliche Reihe von Mitgliedern der Universität Augsburg beteiligt.

WIRTSCHAFTS- UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Seinen 60. Geburtstag feierte Prof. Dr. Friedrich Hoffmann, Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, am 17. Januar 1985. 1925 in Erfurt geboren, studierte Professor Hoffmann in Erlangen und Nürnberg. Nach seiner Promotion war er Kaufmännischer Direktor der SKF Kugellagerfabriken GmbH., Schweinfurt, Werk Stuttgart, und anschließend Geschäftsführer der Robert Bosch S.p.a., Mailand. Er habilitierte sich 1968 an der Universität München und wurde 1970 an die Universität Augsburg berufen. Entsprechend seiner praktischen Tätigkeit liegen seine Interessengebiete im Bereich der Organisation, Unternehmensführung, Datenverarbeitung, im Informationswesen sowie Controlling. Projekte wie z.B. "Empirisch-theoretische Analyse großer Unternehmen in einer sich wandelnden Umwelt" führten ihn u.a. in die USA. Seit 1982 ist er Leiter des Arbeitskreises "Führungsorganisation" der Schmalenbach-Gesellschaft.



Prof. Dr. Paul W. Meyer, Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, feierte ebenfalls seinen 60. Geburtstag. Prof. Meyer war von 1948 bis 1971 maßgeblich am Aufbau und am Wachstum der "GfK-Nürnberg, Gesellschaft für Konsum-, Markt- und Absatzforschung e.V." beteiligt. 1950 organisierte er die



Gründung der "Absatzwirtschaftlichen Gesellschaft Nürnberg e.V." und initiierte die heute im 26. Jahr erscheinende größte deutsche Marketingzeitschrift "absatzwirtschaft". Er konzipierte die "Nürnberger Akademie für Absatzwirtschaft" und war u.a. Mitbegründer der "Wilhelm-Vershofen-Gesellschaft", des "ADM, Arbeitskreis deutscher Marktforschungsinstitute", des "BVM, Bundesverband deutscher Marktforscher", der Marketing-Clubs in München und Nürnberg.

1964 habilitierte er sich für das Fach Betriebswirtschaftslehre und folgte 1971 einem Ruf an die neu gegründete Universität Augsburg. Die dort von ihm und seinen Mitarbeitern etablierte marktwissenschaftliche Forschung und Lehre, die system- und praxisorientierte Komponenten sinnvoll verbindet, hat national und international Anerkennung gefunden. Diese, seit 1964 stetig fortentwickelte Marketinglehre nützt die Erkenntnisse aus den umfangreichen Forschungsfeldern Marktforschung, Marktprogrammstellung, Werbung, Öffentlichkeitsarbeit, Marktentscheidungen und Distribution als Grundlage für Markt- und Wirtschaftsprognosen. Die Anwendung dieser Erkenntnisse auf die Wirtschaftsbereiche Industrie, Handel und Dienstleistungen einerseits, auf den gesellschaftlichen Bereich (Sozio-Marketing) andererseits und die Verknüpfung mit dem in Augsburg erstmals entwickelten erfolgreichen Modell der "Studienintegrierten Praktikanten-Ausbildung" hat erreicht, daß die Augsburger Marketing-Ausbildung den zukünftigen beruflichen Herausforderungen an die Marketing-Absolventen im hohen Maße gerecht wird.

JURISTISCHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Franz Knöpfle, Lehrstuhl für Öffentliches Recht, insbes. Verwaltungsrecht und Verwaltungslehre, wurde vom Bayerischen Landtag im November 1984 die Bayerische Verfassungsmedaille in Silber verliehen. Professor Knöpfle ist seit 1972 im Nebenamt Rektor der Hochschule für Politik, München, einer institutionell selbständigen Einrichtung an der Universität München.

Dieselbe Auszeichnung erhielt mit ihm der Vorsitzende des ehemaligen Strukturbeirats der Universität Augsburg, Prof. Dr. Peter Lerche, Ordinarius für Öffentliches Recht an der Universität München.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT I

Unter dem Thema: "Europa ist überall - in Schwaben und im Sudetenland" moderierte und textete Dr. Ortfried Kotzian, M.A., Akademischer Rat a.Z. am Lehrstuhl für Schulpädagogik, einen "Nachmittag

mit Musik und Tanz" in der vollbesetzten Augsburger Kongreßhalle. 250 Mitwirkende aus 13 Kulturgruppen boten (4 Stunden lang) ein buntes Programm. Mitwirkende waren im 1. Teil altschwäbische und sudetendeutsche Gruppen, u.a. der Siebenburgische Chor Augsburg, dirigiert von Siegfried Krempel (stud.phil./LA RS). Im 2. Teil, mit Gruppen Augsburger Neubürger, wirkten u.a. Jaroslav Zalisniak (stud.phil./LA HA) mit seiner ukrainischen Tanzgruppe "Weselka" und die Assyrische Folkloregruppe des Mesopotamienvereins Augsburg mit einer Reihe Augsburger Studenten mit.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT II

In Paris war Prof. Dr. Josef Becker, Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte, Sektionsleiter einer Tagung im Dezember 1984 zum Thema "Deutsch-französischer Krieg 1870/71". Die Veranstaltung war organisiert vom Deutsch-Historischen Institut, Paris, und wurde in Zusammenarbeit mit dem Institut Adolphe Tiers durchgeführt.

Professor Becker war ebenfalls im Dezember 1984 Sektionsleiter einer Tagung in Straßburg zu den Anfängen der Europäischen Einigung 1948-1950. Die Veranstaltung fand im Palais de l'Europe statt und wurde von der EG-Kommission unterstützt.

Die gleiche Funktion hatte Professor Becker bei einer Tagung im Herbst 1984 in Cadenappia, Italien. Die von der Konrad-Adenauer-Stiftung getragene Veranstaltung befaßte sich mit der Entwicklung der christlichen Demokratie in Italien und Deutschland.

Prof. Dr. Wolfgang Reinhard, Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit, war Teilnehmer einer in Madrid abgehaltenen Table Ronde mit dem Thema "Staat und Kirche". In diesem Rahmen referierte Professor Reinhard über "Staat und Kirche im Reich zwischen Reform und Absolutismus". Diese Veranstaltung diente der Vorbereitung einer vom "Centre Nationale de la Recherche Scientifique", Paris, geplanten Action Thématique Programmée (dies entspricht einem Sonderforschungsbereich der Deutschen Forschungs-Gemeinschaft) über "Die Genese des modernen Staates".

Prof. Dr. Jürgen Schäfer, Lehrstuhl für Englische (Amerikanische) Literaturwissenschaft, ist von den Delegates von Oxford University Press in das internationale Herausbergremium des New Oxford English Dictionary berufen worden. Das Oxford Eng-

lish Dictionary, das Pendant zum Grimmschen Wörterbuch der deutschen Sprache, wurde bereits 1928 abgeschlossen und ist seitdem zweimal durch umfangreiche Supplemente ergänzt worden.

Unter der Leitung von Prof. Dr. Bernhard Schimmelpfennig, Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte, fand im Dezember 1984 eine internationale Fachkonferenz zur Romidee im 11. und 12. Jahrhundert nach Christus statt.

Prof. Dr. Konrad Schröder, Lehrstuhl für Didaktik des Englischen, nahm auf Einladung der Karl-Marx-Universität Leipzig an dem aus Anlaß des 575. Gründungsjubiläums der Hochschule am 15./16. Oktober 1984 veranstalteten internationalen Symposium "150 Jahre Methodik des Englischunterrichts als Wissenschaft und akademisches Lehrfach - Probleme und Entwicklungstendenzen in Vergangenheit und Gegenwart" teil. Er referierte dazu über die entsprechende Situation in der Bundesrepublik Deutschland. Im Bereich der historischen Fremdsprachenforschung wurde zwischen dem Leiter des Leipziger Forschungskollektivs, Privatdozent Dr. W.H. Strauß, und dem Augsburger Lehrstuhl eine engere Zusammenarbeit vereinbart, deren Gestalt und Umfang allerdings von der weiteren politischen Entwicklung zwischen den beiden deutschen Staaten abhängt.

NATURWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Seit Januar 1985 ist Prof. S. R. Searle als "Humboldt-Award"-Stipendiat zu Gast am Lehrstuhl für Stochastik und ihre Anwendungen, Prof. Dr. Friedrich Pukelsheim. Professor Searle, Jahrgang 1928, von Geburt Neuseeländer, studierte an den Universitäten Wellington, Cambridge (U.K.) und an der Cornell University. Seit 1962 ist er als Professor of Biological Statistics in der Biometrics Unit der Cornell University tätig. Das Forschungsgebiet von Professor Searle umfaßt lineare statistische Modelle und deren Anwendungen. Er hat eine Reihe von Büchern geschrieben, wovon das Buch Linear Models (1971) als Standardwerk gilt.

ZENTRALE BETRIEBSEINHEITEN

Dr. Rudolf Frankenberger, Direktor der Universitätsbibliothek, wurde vom Deutschen Bibliotheks-institut mit der Leitung des Projekts "Beispielsammlung und Ausführungsbestimmungen zu den Regeln für den Schlagwortkatalog" beauftragt.

Veranstaltungen

Februar

21.
Colloquium Politicum
18.00 Anton Jaumann
"Politische Biographie"
HS IV
22. Februar - 13. März
Ausstellung
"Inusivut - das Leben der Menschen im
hohen Norden Kanadas"
Zentralbibliothek
25.
Gastliterat
20.00 Alain Robbe-Grillet
Le roman et le réel
HS II
26.
Gastliterat
20.00 Alain Robbe-Grillet
La coupure flaubertienne
HS IV
27.
Gastliterat
14.00 Alain Robbe-Grillet
Le Nouveau Roman des années 50
HS II
- 2000-Jahrfeier-Augsburg
19.00 Prof. Dr. Theo Stammen
"Der Weg der Tugend und Klugheit ist hier
so einsam"
Sophie von La Roche's, geb. Gutermann,
Jugend in Augsburg
HS II
- 20.00 Alain Robbe-Grillet
Le nouveau Nouveau Roman
HS IV
28.
Gastliterat
20.00 Alain Robbe-Grillet
Nouveau Roman et autobiographie
HS II

Mai

8.
Akademische Veranstaltung anlässlich des
40. Jahrestags der Kapitulation
Vortrag: Präsident Prof. Dr. Josef Becker
14.
"Wissenschaftlicher Nachwuchs ohne Zu-
kunft"
Podiumsdiskussion
15.
19.00 Prof. Dr. Franz Schaffer
Stadtentwicklung heute
mit Farbluftbildern von Edwin Eberhardinger
HS II
19. - 25.
5. Augsburg-Pittsburgh-Seminar
Besuch einer Delegation der Partneruniver-
sität Pittsburgh, USA
20.
Feierliche Übergabe der Zentralbibliothek
Ausstellung: Bibliothek und Oettingen-Wal-
lerstein'sche Bestände
21. - 23.
Studieninformationstage für Gymnasiasten
und Berufsoberschüler
22.
Prof. Dr. Wilhelm Ruckdeschel
Augsburg - Technische Denkmale und in-
dustriearchäologische Objekte
- ### Juli
17.
Dies academicus
Thema: Evolution
Festvortrag: Nobelpreisträger Prof. Dr. Dr.
h.c. Manfred Eigen
(MPI für Biophysikalische Che-
mie, Göttingen)

IMPRESSUM :

UNIPRESS AUGSBURG, herausgegeben im Auftrag
des Senats der Universität Augsburg

Geschäftsführende
Chefredaktion: Prof. Dr. Friedhelm Hufen

Mitglieder des
Redaktionskomitees: Prof. Dr. Hanspeter Heinz
Prof. Dr. Horst Reimann
Prof. Dr. Johannes Hampel
Prof. Dr. Konrad Schröder
Hermann Volkmann
Dr. Rudolf Frankenberger
Volker Sommitsch
Irene de Monte
Andrea Maurer

Organisation und
Layout: Irene de Monte

Redaktionssekretariat und Techn. Aus-
führung: Herta Allinger

Druck: Presse- Druck- und Verlags-
GmbH, Augsburg

Auflage: 4000 Stück

Anschrift: Pressestelle der Universität
Augsburg
Universitätsstraße 2
8900 Augsburg
Tel.: 0821/598-1

AUTOREN :

Prof. Dr. Helmut Altenberger
Ordinarius für Sportpädagogik

Prof. Dr. Helmut Koopmann
Ordinarius für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft

Dr. Dieter Köhler
Kanzler der Universität Augsburg

Irene de Monte
Pressereferentin der Universität Augsburg

Prof. Dr. Arno Baruzzi
Ordinarius für Philosophie

Dipl.-Soziologin Stefanie Handschuh-Heiß
z.Zt. am Lehrstuhl Professor Horst Reimann

Prof. Dr. Hanno-Walter Kruft
Ordinarius für Kunstgeschichte

Dr. Manfred Bossow
Persönlicher Referent des Präsidenten der Universi-
tät Augsburg

Dr. Hanspeter Plocher
Akademischer Oberrat

Wilhelm Bernert
Akademischer Rat a.Z.

Helga Benz
Vertragsangestellte